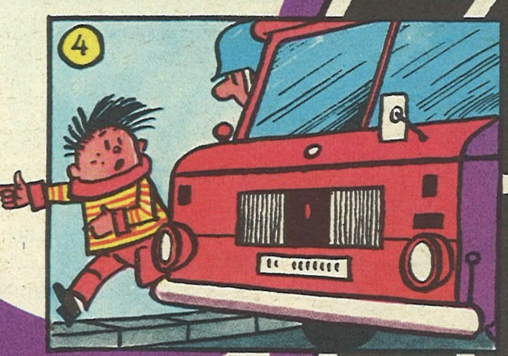
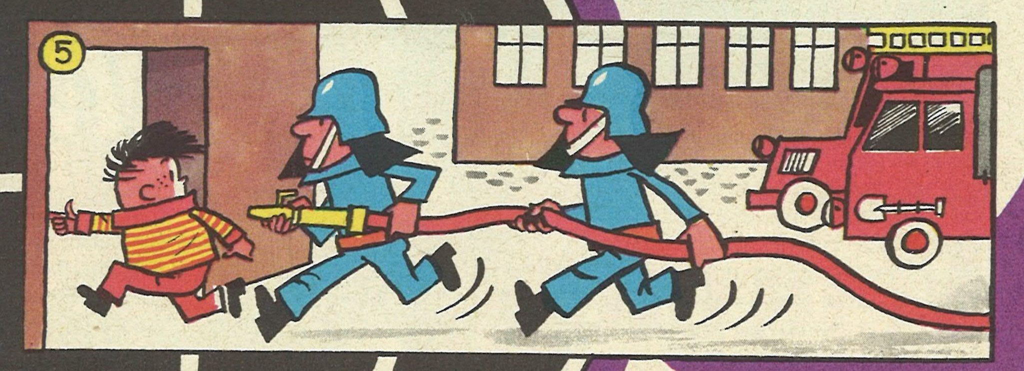


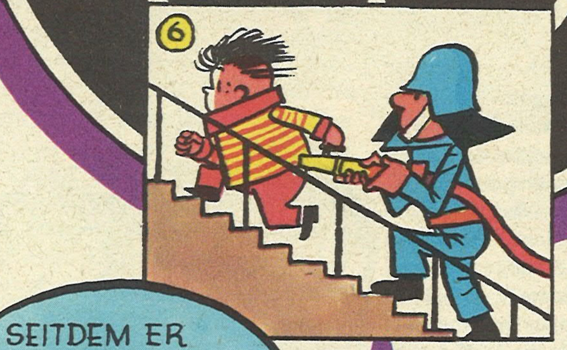
1 DAS NEUESTE VON UNSERER FESTIVALVORBEREITUNG? BITTE SEHR: GESTERN WOLLTE ICH MICH DAFÜR RÜSTEN, UNSERE AUSLÄNDISCHEN GÄSTE MIT IHRER HEIMATLICHEN SPEZIALKOST ZU BEWIRTEN. SCHLIESSLICH SOLLEN SIE SICH DOCH BEI UNS WIE ZU HAUSE FÜHLEN. SEHT SELBST, WAS DABEI PASSIERT IST!





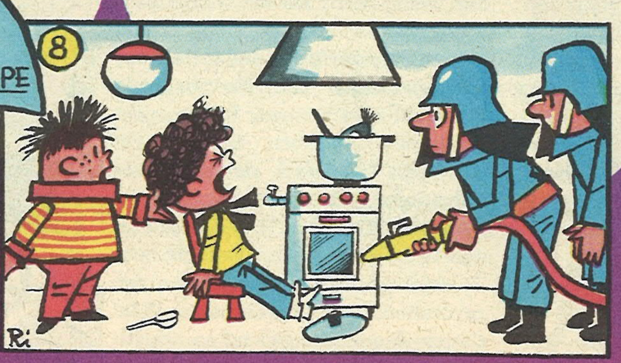








SEITDEM ER MEINE SELBSTGEKOCHTE ORIGINAL UNGARISCHE FISCHSUPPE GEKOSTET HAT, SCHREIT ER IMMERZU: „ES BRENNT! ES BRENNT!"



Zeichnung: Richard Hambach

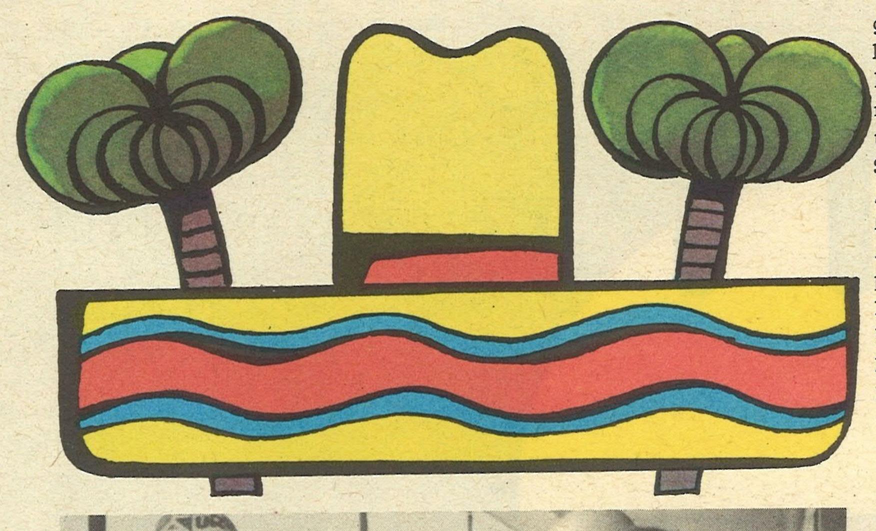


Foto: Werner Voigt

Venceremos!*

Das Camp, in dem die WBDJ-Brigade untergebracht ist, liegt etwa 40 Kilometer von Havanna entfernt. Die Fahrt vom Flugplatz dorthin gestattet erste Eindrücke. Sie sind schemenhaft, denn die Dunkelheit verdrängt den Tag.

Die zu bauende Schule liegt im Dorf Guyabual. Dorf und Schule gehören zum Ceiba-Plan Kubas. Kurz erklärt bedeutet dieser Plan, daß rings um Havanna ein spezielles Anbaugebiet für Citrusfrüchte geschaffen wird. In jeder Ceiba-Schule, von denen es, wie die Freunde erfahren, schon drei gibt und zehn geplant sind, erhalten 500 Mädchen und Jungen zwei Jahre lang eine Ausbildung als landwirtschaftliche Facharbeiter. Voraussetzung ist der Abschluß der Grundschule, die in Kuba sechs Klassen hat.

Mancher bei uns mag denken: Sechs-Klassen-Grundschule, das ist wenig. Sicher wird auch eines Tages die Schulzeit in Kuba verlängert werden. Aber kann man den zweiten Schritt vor dem ersten machen? Tatsächlich ist die Sechs-Klassen-Schule für Kuba eine der großen revolutionären Errungenschaften. Denn man muß wissen, daß 1959, als die Revolution in Kuba siegte, nur wenig mehr als die Hälfte aller Kinder zwischen fünf und dreizehn Jahren eine dürftige Schulausbildung erhalten hatte. Die überwiegende Mehrzahl aller Kubaner konnte nicht lesen und schreiben. Es war ein schweres Erbe, das der gestürzte kubanische Diktator Batista – verlängerter Arm des USA-Kapitals – dem Volk hinterlassen hatte. So war es eine der ersten Maßnahmen der revolutionären Regierung unter Fidel Castro, das Bildungselend zu beseitigen. Wer schreiben und lesen konnte, gab sein Wissen weiter. So kam es, daß 13- und 14jährige Lehrer, Alphabetisatoren, gleichaltrige und ältere Kubaner Lesen und Schreiben lehrten. 1961 wurde zum „Jahr der Bildung" erklärt. Ein großes Lernen begann im ganzen Land. Am Ende der Alphabetisierungskampagne 1961 war Kuba das erste Land Lateinamerikas, das das Analphabetentum total beseitigt hatte.

Das geht Werner Voigt durch den Kopf.

*

Sie haben das Camp erreicht. Ein buntes Leben quirlt hier trotz der vorgeschrittenen Zeit. In Kuba sind die Nächte lang, werden sie bald erfahren. Kaum einer, der hier vor Mitternacht zu Bett geht.

Gesang und Tanz bestimmen das nächtliche Lagerbild. Ein Italiener, umringt von Freunden aus allen möglichen Ländern, singt das Freiheitslied „Bella ciao".

Aber dann ein Hallo: Die Jungs aus der DDR sind da! Sie werden gleich umringt. Viele Hände strecken sich ihnen entgegen: Herzlich willkommen!

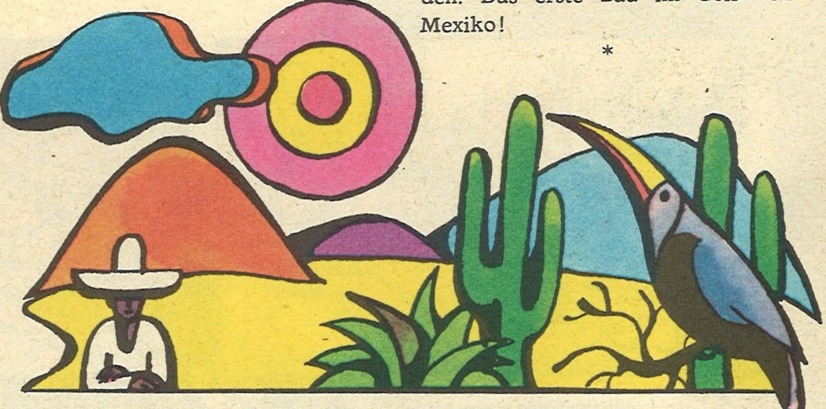
*

Als am nächsten Morgen, einem Sonntag, Wecken ist, schaut Werner auf seine Uhr: Sie zeigt die erste Stunde nach zwölf. Donnerwetter, denkt er, sie haben uns lange schlafen lassen. Er wundert sich, daß ihm trotzdem noch Müdigkeit in den Augen steckt. Dann erinnert er sich: Es ist erst sieben Uhr früh. Kuba ist gegenüber der mitteleuropäischen Zeit sechs Stunden voraus. Nur – Werner hatte vergessen, seine Uhr umzustellen.

Jeder Sonntag ist im Lager arbeitsfrei.

Nach dem Frühstück fahren sie baden. Das erste Bad im Golf von Mexiko!

*



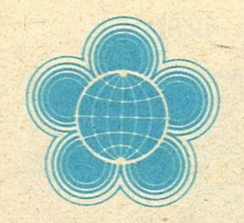
Venceremos!*

Die Arbeit bestimmt das Leben der WBDJ-Brigade, die den Namen „Julio A. Mella", eines von Batista ermordeten kubanischen Jugendfunktionärs, trägt. Anfangs legten sie fest: Gearbeitet wird montags bis freitags acht, sonnabends vier Stunden. Aber 1972 ist in Kuba das „Jahr des Wettbewerbs". Da wäre es doch nicht verkehrt ... Die kubanische Bauleitung macht den Vorschlag: Erhöhen wir die Arbeitszeit auf zehn und fünf Stunden. Die Komsomol- und FDJ-Delegationen sind sofort dafür. Andere zögern noch. Aber nicht lange. Dann stimmen auch sie zu.

„Kuba si, Yankee no!" ist die Losung. „Venceremos, wir werden siegen!" Siege fallen nicht in den Schoß. Sie kosten Schweiß.

Über 240 Rücken von Jugendlichen aus 28 Ländern, Vertreter von 46 Jugendorganisationen, rinnt der Schweiß. Macht nichts, hier geht's um ein großes Ziel. Die Schule hat vier Gebäude (Schulhaus vier, Jungen- und Mädcheninternat je drei und die Küche eine Etage hoch), dazu eine Sportanlage mit Baseball,

* Wir werden siegen!



„FRÖSI"-FESTIVAL-REPORTER BERICHTEN:

Seit 1964 weilten 16 Freundschaftsbrigaden der FDJ in acht Ländern. Die sechs FDJler Werner Voigt, Werner Ahlfeldt, Walter Luckner, Rainer Scheffler, Ralf Fabig und Michael Hering gehörten zu den 240 Mitgliedern einer WBDJ-Brigade, die im Rahmen der Aktion „Die Jugend der Welt klagt den Imperialismus an" vom 28. Januar bis 31. Juli 1972 in Kuba eine Schule baute. Streiflichter ihres Kuba-Aufenthaltes vermitteln wir euch mit folgendem Bericht:

Basketball-, Volleyball- und Fußballplatz. Am 26. Juli 1972 soll sie fertig sein. Am 23. Juli ist sie fertig, beschließt die Brigade.

Zweimal verlegt die „Mella"-Brigade den Bautermin nach vorn. Dann hat sie den absoluten Rekord beim Bau



dieses Schultyps: sechs Monate. Am 30. Juni ist die Arbeit getan.

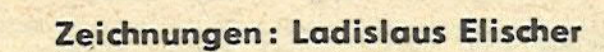
*

Die Abende im Camp sind mit Veranstaltungen verschiedenster Art gefüllt. Foren, Vorträge, Treffs der Brigaden. Oft stehen im Mittelpunkt der Gespräche unserer Freunde die X. Weltfestspiele in Berlin. Sonntags Reisen in die Umgebung: Besichtigung von Landwirtschafts- und Industriebetrieben. Tanz natürlich auch.

Zu einer schönen Tradition werden im Camp die Tage der Delegationen. Am 3. März 1972 ist der Tag der FDJ. Die Versammlungsbaracke ist knackend voll, als Werner Voigt über unsere Jugendorganisation spricht. Dann werden noch zwei Filme über die DDR gezeigt. Eine Ausstellung vermittelt weitere Kenntnisse über uns.

Den ganzen Tag über müssen unsere Jungs Hände schütteln. „Glückwunsch zum 26. Jahrestag der FDJ!" Zu den ersten Gratulanten am frühen Morgen gehören die Komsomolzen und die Freunde aus der DRV. Viele Freunde aus den hier vertretenen Ländern sagen Worte der Anerkennung für die FDJ.

Schade, denkt Werner, daß nicht alle FDJler unserer Republik hier miterleben können, welche hohe internationale Achtung sich die FDJ in ihrem antiimperialistischen Kampf beim Aufbau des Sozialismus in der DDR erworben hat.


Zeichnungen: Ladislaus Elischer

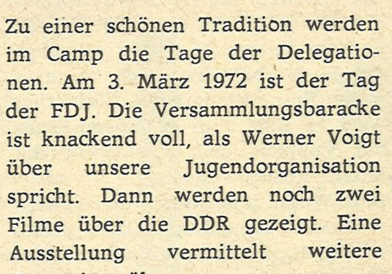




Kommt der Mai, freut man sich auf den Festtag der Werktätigen. Den 1. Mai erleben unsere Freunde in Havanna. Die „Mella"-Brigade sitzt auf der Tribüne. Kopf an Kopf drängen sich die Kubaner auf dem Kundgebungsplatz.

Tausende Gedanken schwirren Werner durch den Kopf, sammeln sich schließlich in dem einen: Unsere beiden Länder, die DDR und Kuba, liegen dem imperialistischen Feind am nächsten. Hohe Verantwortung lastet auf uns. Doch wir werden ihr gerecht. In jeder Stunde. Unsere Gemeinsamkeit mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten macht uns stark. Und unsere Solidarität.

Venceremos! Wir werden siegen!



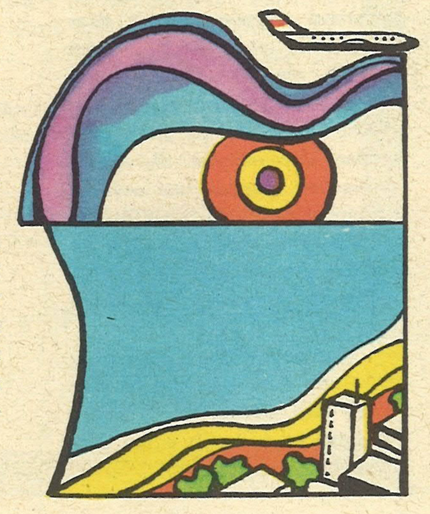
Zwischen dem letzten Bautag in Guyabual und dem Tag der Übergabe der Schule liegen vier Wochen Zeit. Die Kubaner führen ihre Gäste durchs Land. Sie lernen Stätten der Revolution kennen, haben unzählige Begegnungen mit Mitgliedern des Kommunistischen Jugendverbandes Kubas und Pionieren. Ihre Eindrücke und Erlebnisse füllen Tagebuchseiten.

Dann ist die Nacht zum 30. Juli gekommen, die letzte vor dem Rückflug in die Heimat.

Fidel Castro ist im Camp. Gemeinsam gehen sie den Kilometer bis zur fertigen Schule, die den Namen „Georgi Dimitroff" tragen wird. Auf dem letzten Meeting der WBDJ-Brigade spricht Fidel Castro. Er dankt für die vorbildliche Arbeit, die neue Leistungsmaßstäbe gesetzt hat. Dann spricht er über die X. Weltfestspiele in Berlin. Kubas Jugend, sagt er, wird mit einer würdigen Abordnung dabeisein.

Wehmütiger Abschied? Nein. Auch wenn wir nicht beieinander sind, vereint sind wir immer. Und übers Jahr, Freunde, im August 1973, wenn die Rosen blühen, sehen wir uns wieder. In Berlin. Zu den X. Weltfestspielen der Jugend und Studenten.

Zeno Zimmerling



Hände reiben — weiterschreiben

Zappelfranz ist Störenfried der Klasse. Er zappelt herum, er summt vor sich hin, er beißt von seiner Stulle ab, er spielt mit der Taschenlampe. Keine Ermahnung, kein kameradschaftliches Gespräch konnten ihn bisher davon abbringen. Ein aussichtsloser Fall?

„Frösi" forderte euch in Heft 10/1972 auf, die Fortsetzung der Geschichte von Hansgeorg Meyer selbst zu schreiben und damit zu entscheiden, wie der zappelnde Franz zu „bändigen" ist.

Viele Briefe und Karten sind bei uns eingetroffen. Einige von euch wollten den Störenfried verprügeln, er sollte richtige „Klassenkeile" bekommen. Andere waren für den Ausschluß aus der Pionierorganisation. Was meint ihr, ist das richtig?

Viele von euch entschieden sich für den weit schwierigeren Weg – Zappelfranz wird im Gruppenkollektiv erzogen. Eltern, Lehrer, auch die Patenbrigade helfen dabei. Man muß sich schon etwas einfallen lassen, um den Störenfried der Klasse zu einer guten Disziplin und Lernhaltung zu bringen. So bekam er z. B. besondere Aufgaben übertragen, gestaltete die Wandzeitung, organisierte gemeinsam mit dem Gruppenrat ein Sportfest und war für eine Altstoffsammlung verantwortlich. Diese Aufgaben erfüllte er mit großem Eifer. Zwei Schüler übernahmen die Lernpatenschaft. Zappelfranz ordnete sich immer besser in das Klassenkollektiv ein. Bald verspürte er überhaupt keine Lust mehr, den Unterricht zu stören. Er lernte gern.

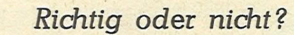
Wir meinen, neben schlechten sind auch viele gute Vorschläge dabei, und einige davon könnt ihr vielleicht auch für euren Störenfried „übernehmen".

Zappelfranz

Auch am nächsten Tag sitzt Gabi neben Franz. Sie läßt sich mit ihm nicht ein, nur ihr Ellenbogen fährt öfter in seine Seite. Trotzdem steht ein paar Tage später die erste Drei für Gabi im Klassenbuch, das rührt mich. Am Nachmittag gehe ich zu Gabi und frage sie, wie ich ihr helfen kann. Plötzlich kommt mir eine Idee. „Wie wäre es, wenn wir mal den Franz herholen? Dann üben wir mit ihm den behandelten Lehrstoff, und er muß nicht sitzenbleiben."
Zwei Tage später ist es nun soweit. Gemeinsam mit Norbert lernen wir bei Gabi. Außerdem bekommt Zappelfranz von uns jeden Tag eine Hausaufgabe, die er zusammen mit Norbert lösen soll.
Zuerst will Franz nicht, doch es gelingt uns, ihn zu überreden. So werden die beiden, Norbert und Franz, allmählich Freunde. „Jetzt könnten wir die beiden auch in der Klasse nebeneinandersetzen", sagt Gabi zu mir. Ich finde, das ist eine gute Idee. Nur ob Franz damit einverstanden sein wird? Und ob er das Zappeln und Stören bleibenlassen kann?
Am Nachmittag warten wir bei Gabi auf Franz, wir wollen mit ihm über unseren Plan sprechen. Zuerst spielen wir gemeinsam, lachen und tollen herum. Dann geben wir uns Rätsel auf, bei denen wir nachdenken müssen. Franz merkt, wie wichtig es ist, überall Bescheid zu wissen.
Später machen wir mit ihm zusammen die Hausaufgaben. Wir sprechen über unser Vorhaben. Franz ist aber erst nicht begeistert und überlegt lange. Bis morgen will er sich entscheiden.

Am nächsten Tag laden wir Norbert ein, der jetzt auch gut aufgeholt hat und im Unterricht fleißig mitarbeitet. Ja, Norbert freut sich, wenn er neben Franz sitzen kann. Und sicher wird es ihm auch gelingen, Franz das Zappeln und Spielen in der Stunde abzugewöhnen.
Eine Woche lang lernen und spielen wir noch gemeinsam. Dann gehen wir zu Herrn Knüppelmüller. „Norbert und Franz haben sich beide verbessert, und sie sind gute Freunde geworden. Wollen wir sie nicht auch zusammensetzen? Wir könnten es doch wenigstens einen Tag versuchen!" Herr Knüppelmüller ist einverstanden.
Also setzen wir Norbert neben Franz. Wir staunen, wie ruhig sich unser Zappelfranz verhält. Er gibt sich große Mühe. Nur ab und zu rutscht er ein bißchen hin und her. So kommt es, daß beide gute Schüler werden, die sich gegenseitig helfen. Und wir haben am Schuljahresende keinen Sitzenbleiber!
Auf dem Abschlußappell wird die ganze Klasse belobigt, und Steffi, Gabi, Franz, Norbert und ich werden ausgezeichnet. Ist das eine Freude! Wir haben sehr viel dazugelernt und freuen uns schon auf das nächste Schuljahr, in dem wir es noch besser machen wollen.

Elisabeth Obst, 13 Jahre, Berlin



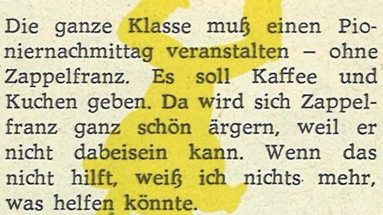
Richtig oder nicht?

Man müßte Franz nicht beachten in der Klasse. Er könnte ganz hinten sitzen. Wenn er stört, dann kann ihn keiner sehen.

Viola Hahn, 11 Jahre

Ein wenig Angst hat Gabi, dort zu sitzen. Doch was hilft es. Soll der Neue etwa auch sitzenbleiben?
In der nächsten Stunde kann Gabi nicht aufpassen, sie grübelt, wie sie und die Klasse Franz helfen können. Dann kommt ihr ein Gedanke. Beim nächsten Gruppennachmittag macht sie den Vorschlag, Franz eine Aufgabe als Wandzeitungsredakteur zu übertragen. Alle sehen Gabi erstaunt an. Doch dann kommt vielen die Erleuchtung. Natürlich, Franz will Fotoreporter werden. Gabi sagt ihm deshalb, daß er dann in allen Fächern aufpassen muß. Besonders in Geographie, Rechtschreibung, Ausdruck und überhaupt in allen Fächern. Das weckt in Franz den Ehrgeiz und spornt ihn an. Nun nimmt er sich in allen Fächern zusammen. Am Anfang fällt ihm das sehr schwer. Doch bald geht es. Auch die Zensuren werden besser, keiner bleibt sitzen.

Marina Warnecke, Ivenrode



Die ganze Klasse muß einen Pioniernachmittag veranstalten – ohne Zappelfranz. Es soll Kaffee und Kuchen geben. Da wird sich Zappelfranz ganz schön ärgern, weil er nicht dabeisein kann. Wenn das nicht hilft, weiß ich nichts mehr, was helfen könnte.

Regina Mätze, 12 Jahre, Annaberg-Buchholz

... Aber Gabi schaffte es, denn jedes Mal, wenn Zappelfranz Unsinn treiben wollte, stieß sie ihn kräftig in die Seite. Einmal bekam sie aber von Zappelfranz zwei Ohrfeigen. Daraufhin bekam er Klassenprügel. Am anderen Morgen kam er ganz schüchtern in die Klasse. Nach und nach wurde seine Disziplin immer besser, und er zappelte nicht mehr.

Birgit Reichardt, 13 Jahre, Magdeburg



Zeichnungen: Otto Sperling



Singende Pioniergruppe

Unsere singende Pioniergruppe zählt 32 Mitglieder, die sich trotz umfangreicher Schularbeit und sonstiger außerschulischer Tätigkeit immer auf Kulturprogramme für unsere Werktätigen freuen. Mittlerweile sind es 104 Veranstaltungen, die die Gruppe seit ihrer Gründung nachweisen kann.

Pioniergruppe „Juri Gagarin"
POS H. Danz, 608 Schmalkalden

Anfrage der Redaktion: Macht ihr wieder mit, wenn im April der 2. Singewettstreit beginnt?



Schöner unsere Schule...

Ich habe mich mit sechs anderen Schülern dazu verpflichtet, die Grünflächen der Schulumgebung in Ordnung zu halten, so daß alles unkrautfrei bleibt. Wir passen auch auf, daß keiner Papier wegwirft. Weiterhin wird unsere Klasse Timurhilfe leisten. In unserer Umgebung ist ein Altersheim. Im Winter kaufen wir für die alten Leute ein und streuen Sand auf die Wege. Oft erfreuen wir sie mit unserem Kulturprogramm. Wir sammeln auch für die X. Weltfestspiele. Durch Basare und Puppenspiel wollen wir mindestens 250,00 Mark sammeln.

Tanja Martens, 1136 Berlin



Fröhlich lernt es sich besser!

In unserer Pioniergruppe geht es immer lustig zu. Jeder in unserer Klasse ist bemüht, gute Leistungen zu erreichen. Den schwächeren Schülern helfen wir, damit sie ihre Leistungen verbessern.

Dirk Sahr, 794 Jessen

Wir erfüllen den Pionierauftrag

Wir arbeiten nach unserem Gruppenplan. Wir sammeln unter anderem Altstoffe und spenden den Erlös für Vietnam und für die X. Weltfestspiele. Von den oberen Klassen standen wir mit ungefähr 100 kg Altpapier an zweiter Stelle. Zwei Klassen der Unterstufe lieferten 300 kg Altpapier ab.

Elke Müller, 740 Lucka

Tanzend zu den X.

Ich bin Mitglied der Ballettgruppe des Pionierhauses Potsdam. Die Ballettgruppe wurde fürs Bezirksprogramm Potsdam für die X. Weltfestspiele ausgesucht. Ich bin dabei.

A. Eins, 15 Potsdam



Antwort an Timmi

Volkseigentum ist kein persönliches Eigentum. Wenn man Blumen stehen sieht, freut man sich daran, aber man pflückt sie nicht, weil sich andere auch noch daran erfreuen sollen.

Ulrike Peiler, 65 Gera

Jan hat nicht richtig gehandelt. Volkseigentum haben wir selbst geschaffen. Volkseigentum müssen wir schützen. Wenn jeder so handeln würde wie Jan, dann würden unsere Städte und Dörfer bald traurig aussehen.

Evelin Adamus, 68 Saalfeld



Jan hat ganz falsche Vorstellungen von Volkseigentum. Volkseigentum ist die höchste Form des sozialistischen Eigentums an Produktionsmitteln. Wenn man sich vorstellen würde, daß es die Werktätigen in den Betrieben auch so machen würden, hätten wir bald nichts mehr. Ich hoffe, daß die Patenbrigade Jan zur Vernunft bringt.

Sabine Schild, 54 Sondershausen

Da schmunzelt der Postillion

Vielen Dank für Deinen Brief, der mich gestern durch meine Oma erreichte.

Uwe Schwertfeger, 50 Erfurt

Die Bilder des Monats sind für mich eine Stütze.

Elke Gütling, 171 Luckenwalde

Wir lassen unsere Drachen mit der Patenbrigade steigen.

Anke Taplick, 25 Rostock

Ich bin gut in das neue Schuljahr gerutscht.

Roland Naue, 2344 Glowe



An den Teufel

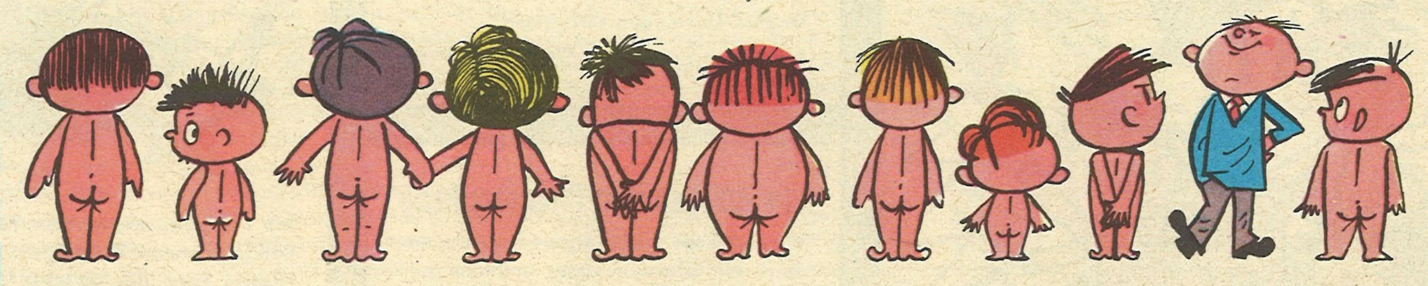
(persönlich)
Fachsparte: Druckfehler

DIETER WILKENDORF

Zeichnungen: Richard Hambach

**Nicht geehrter Dreckfehlerteufel!
Sie haben sich des Mordes schuldig gemacht!
Sie haben sich als glatte Null erwiesen, als Sie bei einer Zahl einfach eine Null verschwinden ließen.
Das ist schwerer Einbruch – Raubüberfall – Mord!**

Material zum Thema Material



Die gestohlene Null

In unserer Volkswirtschaft werden in jeder Minute für weit über 300 000 Mark Waren hergestellt und nicht – wie Sie kürzlich schrieben – nur für über 30 000 Mark. Diese gestohlene Null ist unersetzlich. In ihr steckt die Arbeit von Millionen Menschen. Wollen Sie etwa nur noch jedem zehnten Kind Anzüge, jedem zehnten ein Bett und jeder zehnten Familie einen Fernseher zubilligen? Können Sie sich überhaupt vorstellen, wie das Leben dann aussähe? Zum Teufel mit Ihrem Druckfehlerteufelswerk!

Ein Prozent bringt Milliarden

Über die Hälfte der Kosten betragen im Durchschnitt die Materialkosten. Das kostet noch zuviel! Viel zuviel! Sparten wir täglich nur ein Prozent Material, so machte das unseren Staat um über 1,5 Milliarden Mark jährlich reicher.

Ein teuflischer Scherz – oder: Ein Teufel spielt Weihnachtsmann

Neulich haben Sie sich wieder einen besonders teuflischen Scherz ausgedacht. Sie ermordeten wieder eine Null – und brachten damit alle Leute zum Lachen – vor Freude!
Erst als man Ihre Mitteilung ein wenig unter Druck setzte, kam der Druckfehler herausgekrochen.
Nein – nicht drei Prozent, sondern über dreißig Prozent der Altstoffe aus Betrieben und Haushalten wandern noch immer auf die Müllkippe.
Stellen Sie sich vor: Fahrräder und Bratpfannen, Bücher, Kleider und Teppiche werden weggeworfen, bevor sie hergestellt und genutzt worden sind. Kostbare Dinge im ewigen Dornröschenschlaf! Aber altes Eisen ist wertvoller als Erz, Knüllpapier – genauso kostbar wie ein Baum und eine wiederverwendete Flasche so nützlich wie eine neue.
Unsere Stahlwerke „fressen" bei einer Fütterung der Hochöfen 70 % Schrott. Für 100 neue Flaschen braucht man 80 kg Kohle und 10 kg Soda, und aus 30 kg alten Textilien lassen sich sieben Decken und siebzehn Meter verschiedene Stoffe herstellen. Zahlen, bei denen sogar des Teufels Großmutter vor Staunen Herzbeklemmung bekommen muß!

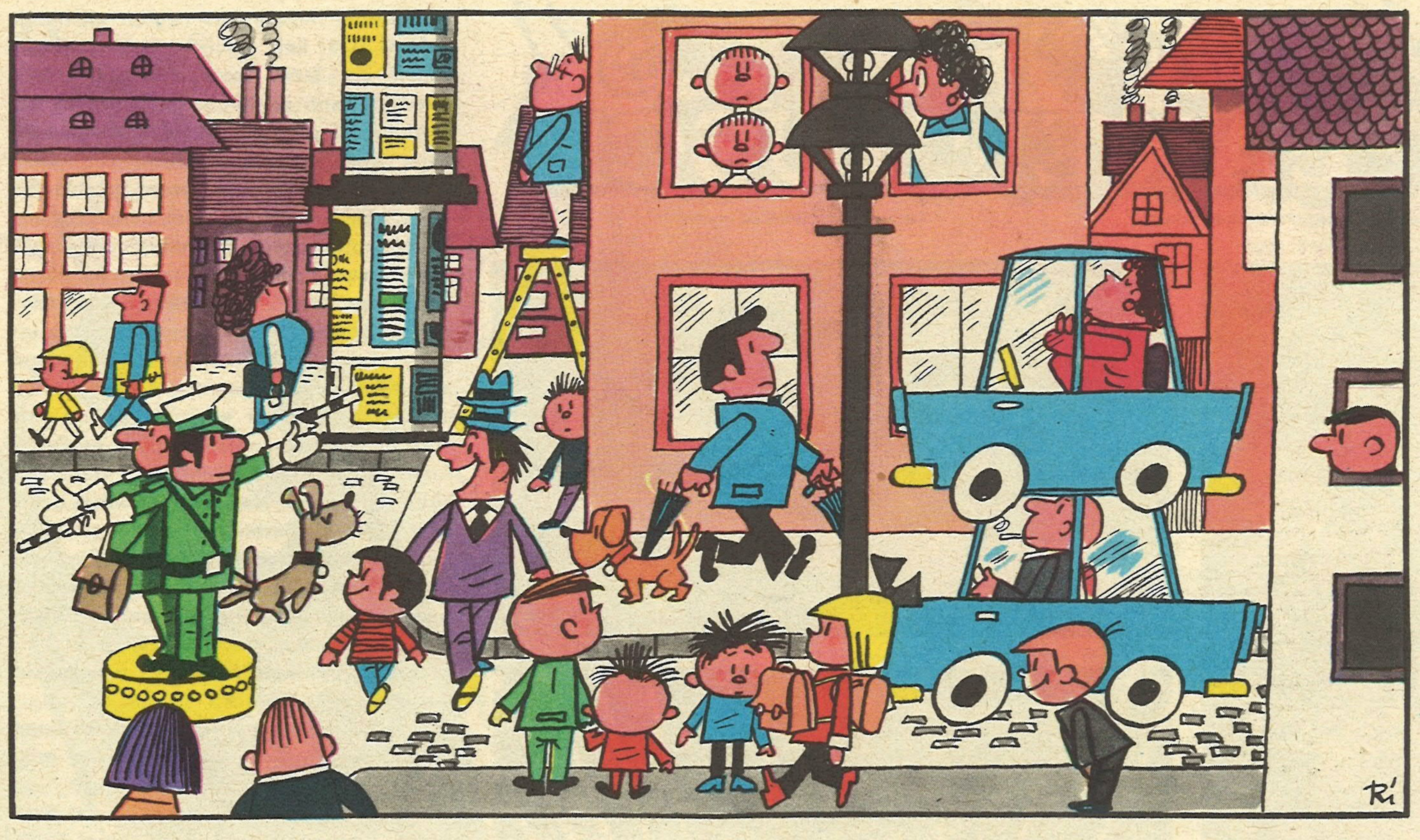
Tonbandgerät auf der Müllhalde?



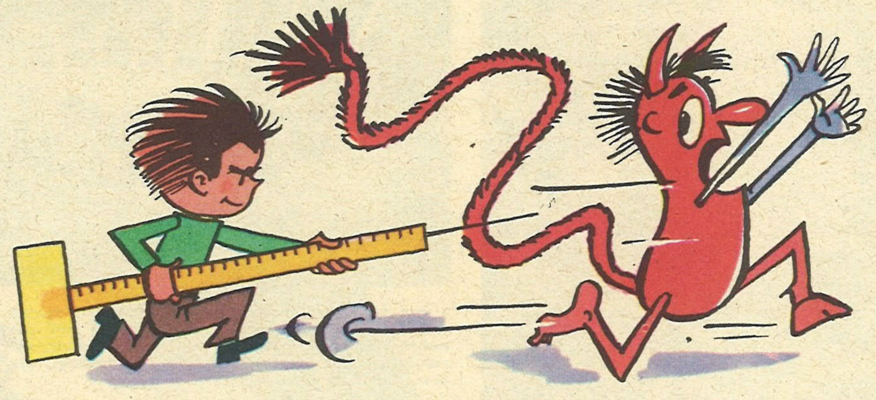
Ein Komma kann zaubern

Neulich haben Sie wieder kräftig herumgedruckfehlerteufelt! Nein, nicht mit einer Null oder einem Buchstaben, sondern mit einem kleinen Strich, Komma genannt.
Aber wissen Sie nicht, daß es ein Unterschied ist, ob ein Brett 5,0 m oder 50 m lang sein soll? So ein Komma an der falschen Stelle macht aus einem Paddelboot einen Elbkahn oder aus einem Baum eine Zimmerpflanze. Ein Komma an der falschen Stelle in einem Arbeitsauftrag kann aus kostbarem Material Abfallberge zaubern.
Dort, wo Material verwendet wird, heißt es immer: Genauigkeit ist Trumpf!
Etwas zuviel ist viel zuviel – und etwas zuwenig ist auch nicht genau. (Sie können sich ja in der nächsten Zusammenkunft Ihrer Fachsparte der Druckfehlerteufel mal gründlich darüber unterhalten.)

Ein Thema für die Familienrunde



PVC für FE

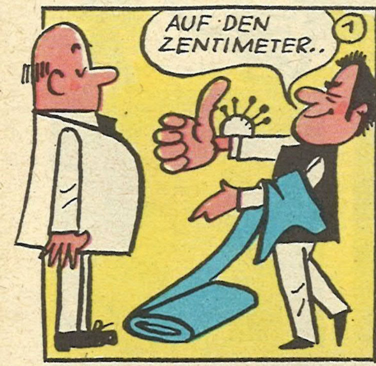


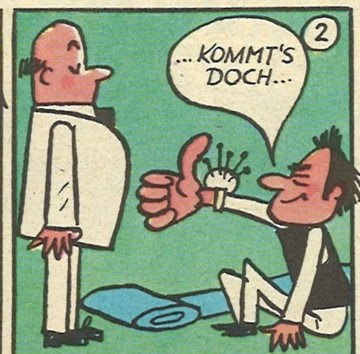
Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste!

Neulich las ich die Sprichwörter „Viel hilft viel" und „Doppelt hält besser". Das könnten Sie sich ausgedacht haben, Sie alter Teufel. So falsch ist das! Richtige Druckfehlersätze!

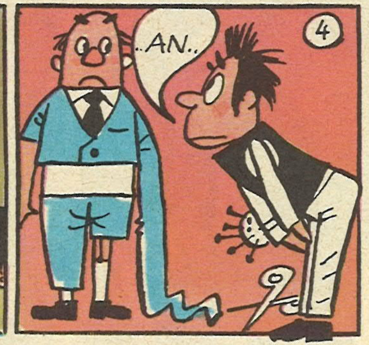
Wieso braucht man denn zwei Fahrräder, wenn eines genügt? Oder zwei Dächer, wenn eines schon dicht ist? Oder in einem Betrieb so viel Zementsäcke auf Vorrat, daß der Zement schon in den Säcken vor Langeweile und Feuchtigkeit erstarrt?

Da kann ich nur mit einem neuen Sprichwort antworten: „Genug ist, was notwendig ist!" Das gilt überall, wo Material verwendet wird.









Ein Zungenbrecher bricht das Eis

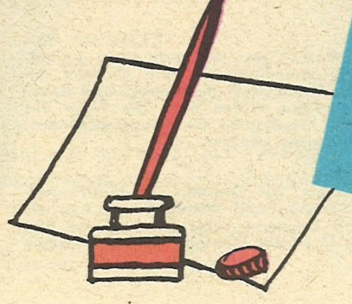
Noch etwas. Ich behaupte, mit einem Holzkopf kann man kein Holz sparen; nur durch Nachdenken und durch gute Ideen. Sparsamkeit ist die eine Sache, Substitution die andere!

Sub – sti – tu – tion! Ein teuflisch schweres Wort! Zugegeben. Aber: Ein wahres Zauberwort! Es bringt Plastwerkstoffe an die Stelle von Stahl und Holz; es heißt Gewichtsabnahme für Waggons und Lagerhallen, es macht Brücken schlank und Maschinen leichter. Jedes Material soll am geeignetsten Platz und am sparsamsten eingesetzt werden – daran sollen die „Frösi"-Leser denken, wenn sie das Wort „Substitution" lesen.

Wagen Sie ja nicht, auch noch in diesem Wort herumzudruckfehlern, dann werde ich Sie fest bei den Hörnern packen.

Am besten ist es, wenn Sie sich ein für allemal zum Teufel scheren. Das spart uns viele Berichtigungszettel und dadurch eine Menge Material.

Müssen Kisten „maxi" sein?



In drei Teufels Namen Ihr Namensvetter

Putzteufel



NEUES VON FAMILIE LAKENHUSCH

Text und Fotos: Peter Klaus Eckert

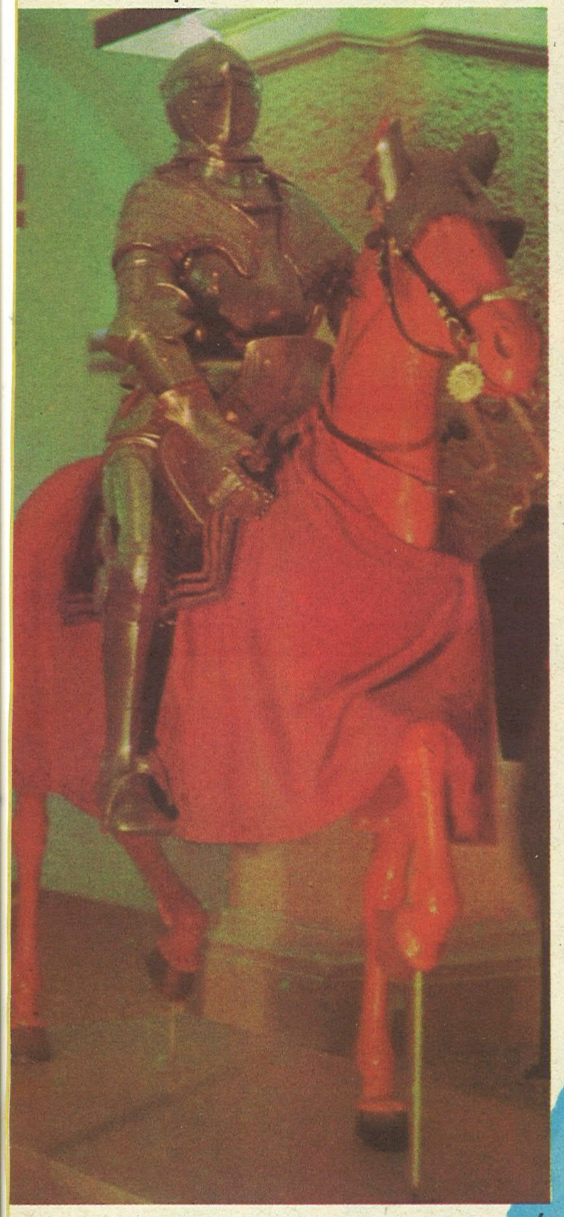
Zeichnungen: Wilfried Meder

Also Leute, habt ihr es neulich plumpsen gehört? Da fiel nämlich meinem Vater Ludolf ein Stein vom Gespensterherzen. Aber ich kann es ihm nachfühlen! Ich bin Balduin, jüngster Sproß der Gespenster derer von Lakenhusch. Also, der Stein plumpste, weil der Familienrat beschlossen hatte, Dresden und auch das Armeemuseum anzuschweben. Weil nämlich Großvater Ludomir dort zu bewundern ist. Sogar auf einem Pferd! Und Ludolf hatte Ludomir versprochen, ihn zu besuchen. Aber ich sage euch, tolle, hochinteressante Dinge erwarteten uns im Armeemuseum. Es wurde erst vor einem Jahr eröffnet. Alles glänzt noch neu und freundlich. Da hat es Großvater Ludomir gut getroffen. Nebenbei hörte ich wispern, daß hier 600 Jahre deutsche Militärgeschichte interessant gestaltet sind. Tieftraurig muß ich euch allerdings gestehen, daß mein Museumsbericht diesmal ziemlich unvollständig ist, weil wir gespensterartig die Flucht ergriffen, als innerhalb kurzer Zeit die 15. (!) Schulklasse das Museum „stürmte"!

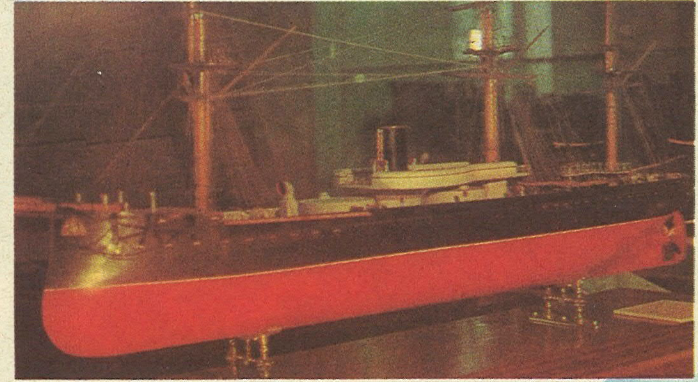
„Prima Geschichtsunterricht!" hörte ich einen Jungen sagen. Und: „Soldat müßte man sein." Da war ich gleicher Meinung.

Aber ich schweife schon wieder ab. Seht euch an, was wir im Armeemuseum Dresden erlebten. Und wenn ihr es demnächst besucht, dann sagt auch Großvater Ludomir einen schönen guten Tag. Viel Spaß im Armeemuseum wünscht euch euer Balduin Lakenhusch.

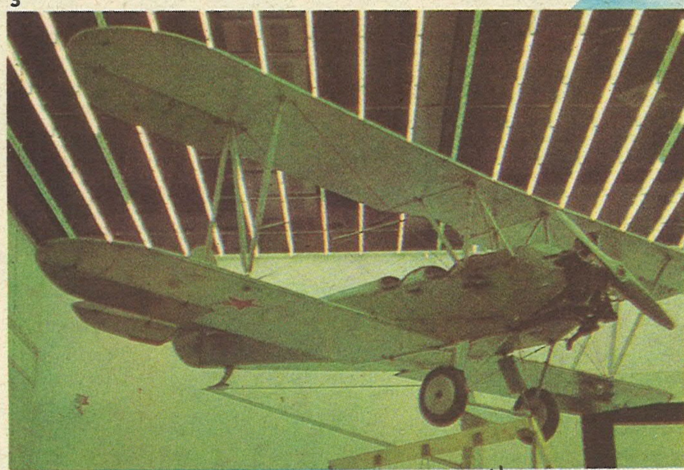
1



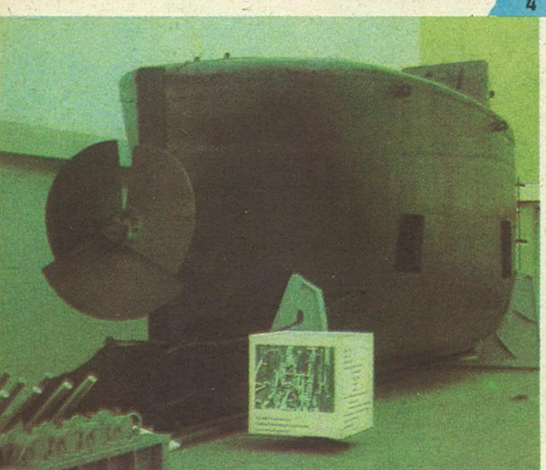
2



3



4



5

6



1. Auf Hochglanz hatte Großvater Ludomir seinen alten Harnisch poliert. Der alte Ludomir muß ein wehrhafter Recke gewesen sein! Vater Ludolf war richtig gerührt. Ich wunderte mich nur darüber, wie brav Ludomirs Pferd ist!

2. Prima Spielzeug, dieses Modell der Panzerfregatte „Preußen", die 1875 vom Stapel lief! Aber ins Wasser gesetzt, würde die „Preußen" heute erst recht Wasser „saufen" gehen!

3. Fast neidisch auf das sowjetische Mehrzweckflugzeug „Polikarpew Po-2" wurden wir lakenlahmen Lakenhuschs. Aber auch kein Wunder – immer auf der Schwebe und dann diese Entfernungen!

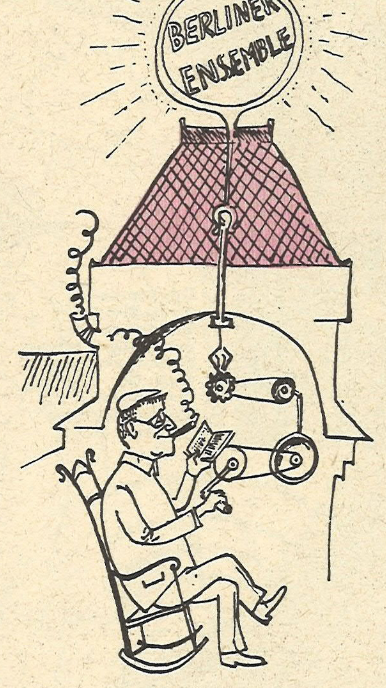
4. Auch der „Brandtaucher", das erste deutsche Unterseeboot, ging unter Wasser. Zunächst planmäßig. Doch dann kam er nicht wieder hoch, und das verträgt auch ein Unterseeboot nicht. Nun steht es hier und wird bestaunt. Gute Ruhe!

5. Diese beiden geheimnisvollen Herren, ein Marinetaucher und ein Matrose einer Bootsbesatzung unserer Volksmarine in Kampfuniform, jagten uns einen mächtigen Schrecken ein. Uns, den wasserscheuen Lakenhuschs. Ein Grund mehr, um abzuschweben!

6. Schwester Minchen war fast nicht mehr zu halten. Sie wollte unbedingt die rote Uniform anziehen. Mädchen sind eben doch eitel! Und dabei hat sie beim besten Willen nicht die Figur des Soldaten des 1. Preußischen Garderegiments, dem dieser Rock einstmals gehörte.

Das Armeemuseum, 806 Dresden, Dr.-Kurt-Fischer-Platz 3, ist Dienstag und Mittwoch von 9.00 bis 19.00 Uhr, und Donnerstag bis Sonntag von 9.00 bis 17.00 Uhr geöffnet. Montags ist das Museum geschlossen.

Bertolt Brecht



Zeichnung: Herbert Sandberg

Dieser Tage wäre der Dichter Bertolt Brecht, der am 10. Februar 1898 in Augsburg auf die Welt kam, 75 Jahre alt geworden. Er lebte in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, das technische Erfindungen, naturwissenschaftliche Entdeckungen, den ersten dauerhaften Sieg einer proletarischen Revolution in der Sowjetunion – aber auch zwei verheerende Kriege – zu einer erregenden Zeit, einer Zeit der Umbrüche machten. „Ich, der schreibt, schreibe es auf einer Maschine, die zur Zeit meiner Geburt nicht bekannt war. Ich bewege mich in den neuen Fahrzeugen mit einer Geschwindigkeit, die sich mein Großvater nicht vorstellen konnte, nichts bewegte sich damals so schnell. Und ich erhebe mich in die Luft, was mein Vater nicht konnte. Mit meinem Vater sprach ich schon über einen Kontinent weg, aber erst mit meinem Sohn zusammen sah ich bewegte Bilder von der Explosion in Hiroshima."

Der Besuch der MASCH* und die intensive Beschäftigung mit den Werken der marxistischen Klassiker führte ihn an die Seite der Kommunisten. „Eine neue Zeit ist angebrochen, ein großes Zeitalter, in dem zu leben eine Lust ist . . . Und es ist eine große Lust aufgekommen, die Ursachen aller Dinge zu erforschen: warum der Stein fällt, den man losläßt, und wie er steigt, wenn man ihn hochwirft. Jeden Tag wird etwas gefunden", läßt er seinen Galilei im Drama sagen.

Sein Medizinstudium brach Bert Brecht ab, als ihn der Romanschriftsteller Lion Feuchtwanger, damals Dramaturg an den Münchener Kammerspielen, an dieses Theater berief. Brechts nächste Station war das Deutsche Theater des berühmten Max Reinhard in Berlin. Als die Faschisten in Deutschland die Macht an sich brachten, mußte Brecht sein Heimatland, wie so viele, über Nacht verlassen. Dänemark, Schweden, Finnland und Kalifornien/USA nahmen den Flüchtenden auf. 1948 kehrte er nach Berlin zurück, im Jahr darauf ging er mit seiner Frau, der Schauspielerin Helene Weigel, daran, in dem heute weltberühmten Berliner Ensemble seine Stücke einzustudieren. 1954, ein Jahr vor seinem Tode, verlieh die Sowjetunion ihm den Lenin-Friedenspreis. Gemessen an seinem viel zu kurzen Leben und den Beschwernissen von Flucht und Exil, die fünfzehn Jahre dauerten, hat er ein ungeheures Werk geschaffen: 41 Theaterstücke, neun Gedichtbände, zwei Bände Filmmanuskripte, zwei Romane und zwölf Bände mit Aufsätzen wurden veröffentlicht. Ihr alle kennt irgend etwas von ihm: die Gedichte „Die Vögel warten im Winter vor dem Fenster", „Die Pappel vom Karlsplatz", „Der Schneider von Ulm", die „Kinderhymne" oder das „Friedenslied", vielleicht auch die Schauspiele „Die Gewehre der Frau Carrar" oder „Die Mutter"; je nachdem, ob ihr in die 2., die 5., 6., 7. oder 10. Klasse geht. Alle seine Stücke, seine Gedichte und Geschichten sind in allen ihren Teilen bildhafte, anschauliche, für jeden vorstellbare und erlebbare Momente und Geschehnisse. Worte wie „Bastschuhe", „Weißbrot", „Käse", „Pflaumenbaum", „Marktplatz", „Fischweib" und „Kirschdieb" kommen häufig bei Brecht vor. Und seine Sprache ist genau. Wenn er von „List", „Freundlichkeit", „Geduld", „Leichtigkeit" als „siegreicher Mühe", von „Leidenschaft" spricht, hat er vorher vorgeführt, was er damit meint. „Paß auf, wie ich's mach!" fordert der Schneider von Ulm den Bischof auf, und auch Brecht scheint uns das mit jedem seiner Sätze zuzurufen. „Einige Wörter gab es auch, die man besser nicht verwendete, weil sie im Grunde nichts besagten, Wörter wie ‚gut', ‚schlecht', ‚schön' ", heißt es in der Erzählung „Das Experiment" über Bacon, der sich einen Pferdeburschen aus seinem Stall zum Schüler nimmt. „Der Junge sah bald ein, daß es wenig Sinn hatte, einen Käfer ‚häßlich' zu nennen. Selbst ‚schnell' war noch nicht genug, man mußte angeben, wie schnell er sich bewegte, im Vergleich mit anderen Geschöpfen seiner Größe, und was ihm das ermöglichte." Und Brecht selbst sagt uns an anderer Stelle, was er für „schön" ansieht: „Schön ist es, wenn man Schwierigkeiten löst. Schön ist ein Tun." Immer wieder fordert er auf, genau zu beobachten, um über Ursprung, Beschaffenheit und Verwendbarkeit der Dinge Aufschluß zu erhalten. Den Forschern, die Brecht uns vorstellt, gesellen sich, wie der Andrea Sarti im „Galilei", der Stalljunge im „Experiment" oder der Knabe im Gedicht über des Laotsen Flucht, immer wieder Kinder zu. Nicht an Schulbetrieb denkt man, wenn der Dichter von Lehrern spricht. Das Wort „Lehrer" erscheint bei ihm in ganz anderem, umfassendem Sinne, klingt wie „Weiser". „Und lernt das Lernen und verlernt es nie!" heißt es in einem Gedicht, und Galilei fragt: „Ich lehre und lehre, und wann soll ich lernen?"

Nun sind wir, glaube ich, etwas zu ernst geworden, und das wäre mir schon eine rechte Geburtstagsrede geworden, ohne Brechts meistgebrauchtes Wort: „Vergnügen". Keiner hat so vergnüglich gelehrt wie Brecht. „Da ich aus meiner Jugend weiß, wie wenig Spaß uns Kindern die meisten Gedichte aus unseren Lesebüchern machen, will ich ein paar Zeilen darüber schreiben, wie man nach meiner Ansicht Gedichte lesen muß, damit man Vergnügen daran haben kann."

Gewiß kennt ihr den Aufsatz, in dem Brecht an einem Johannes-R.-Becher-Lied vorführt, „wie man Gedichte lesen muß". Muß, damit sie Spaß bereiten. Das Komplizierteste konnte er mit ganz einfachen, oft lustigen Worten sagen, und ich könnte mir gut eine Plastik von Brecht vorstellen, irgendwo in einem Neubaugebiet, auf einem Spielplatz, in einem Park, die so gemacht ist, daß man auf ihr klettern, mit ihr und um sie spielen kann. Ihr auch?

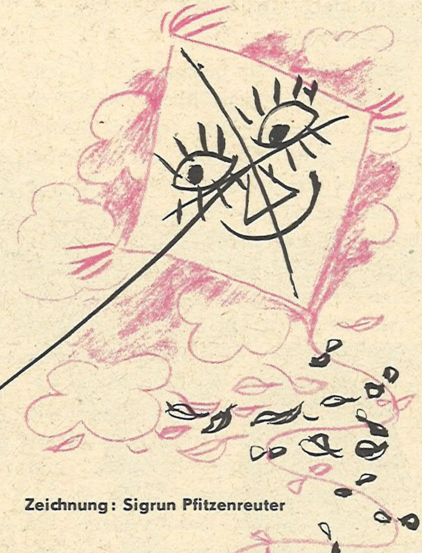
Jürgen Grambow

Drachenlied

Fliege, fliege, kleiner Drache
Steig mit Eifer in die Lüfte
Schwing dich, kleine blaue Sache
Über unsre Häusergrüfte!

Wenn wir an der Schnur dich halten
Wirst du in den Lüften bleiben
Knecht der sieben Windsgewalten
Zwingst du sie, dich hochzutreiben.

Wir selbst liegen dir zu Füßen!
Fliege, fliege, kleiner Ahne
Unsrer großen Äroplane
Blick dich um, sie zu begrüßen!



Zeichnung: Sigrun Pfitzenreuter

Lied vom Freundlichsein

Den Mitmenschen zu treten
Ist es nicht anstrengend? Die Stirnader
Schwillt ihnen an, vor Mühe, gierig zu sein.
Natürlich ausgestreckt
Gibt eine Hand und empfängt mit gleicher Leichtigkeit. Nur
Gierig zupackend muß sie sich anstrengen. Ach,
Welche Verführung, zu schenken! Wie angenehm
Ist es doch, freundlich zu sein! Ein gutes Wort
Entschlüpft wie ein wohliger Seufzer.

* Marxistische Arbeiterschule



Das kopernikanische Bild des Universums mit seiner begrenzenden Fixsternsphäre. (Aus „De revolutionibus orbium coelestium", Nürnberg 1543)

Er hielt die Sonne an

In Fromberk, einer polnischen Bischofsstadt am Frischen Haff, herrscht nächtliche Ruhe. Nur von dem alten Turm schimmert das Licht einer Laterne.

Dort oben hockt Pan Mikolaj Kopernik, einer der Domherren. Mit seinen Meßgeräten visiert er Sterne an, um ihre Entfernung voneinander zu messen und ihren Standort zu bestimmen. Was er beobachtet und mißt, notiert er. Manchmal unterbricht er seine Tätigkeit, um die kälteklammen Finger über der Glutpfanne an seiner Seite zu wärmen oder um sich den Pelz fest um die Schultern zu ziehen.

Domherr Mikolaj Kopernik, der polnische Kaufmannssohn aus der Stadt Toruń an der Weichsel, gehört nicht zu den faulen, vergnügungssüchtigen Geistlichen, wie sie zu jener Zeit an allen Bischofssitzen zahlreich anzutreffen sind. Sein Leben ist erfüllt von Arbeit. Vor allem hat er sich der Wissenschaft von den Bewegungen der Himmelskörper verschrieben: der Astronomie.

Die Leidenschaft für die Sterne befiel den jungen Mikolaj während seiner Studentenzeit. In Krakow und in Italien, wo er zu Bologna, Padua und Ferrara Rechtswissenschaft und Medizin studierte, wurde die Astronomie sein Lieblingsfach.

Dabei geriet er auch an das damals berühmteste Werk über die Erde und die Sterne. Sein Verfasser war der griechische Gelehrte Ptolemäus, der rund 1400 Jahre vor Kopernik gelebt hatte.

Ptolemäus hatte behauptet, was seitdem als unumstößliche Wahrheit galt: Die Erde ruhe fest im Mittelpunkt der Welt. Und um sie zögen Sonne, Mond und Sterne ihre Kreise, befestigt an gewaltigen Kugelschalen aus Kristall. Zehn solche Kristallschalen, Ptolemäus nannte sie Sphären, würden die Erdkugel unsichtbar umgeben. An der ersten hänge der Mond, an der zweiten der Planet Merkur, an der dritten die Venus, an der vierten die Sonne. Die weiteren Sphären trügen die Planeten Mars, Jupiter, Saturn und schließlich die Fixsterne. Nur an der neunten wären keine Sterne befestigt, sondern sie diene als Antrieb. Rasend schnell drehe sie sich, so daß sie die inneren acht Kugelscheiben in kreisende Bewegung brächte.

Neun Sphären sollten also kreisen, lehrte Ptolemäus; die zehnte jedoch, auf der Gott mit seinen himmlischen Heerscharen wohne, bewege sich nicht. So behauptete es auch die heilige Kirche.

Aber trotz Ptolemäus und Kirche und trotz des eigenen Augenscheins – den Studenten aus Polen plagten Zweifel. Hatte er in den Büchern nicht gelesen und sagten nicht auch die Professoren, daß sich die astronomischen Berechnungen immer wieder als ungenau erwiesen? Was war der Grund dafür? Kreisten die Sterne bald schneller, bald langsamer?

Und wie er darüber grübelte, fiel es ihm eines Tages wie Schuppen von den Augen. Es konnte nur eine einzige Erklärung für die Ungenauigkeiten geben: Die Lehre von Ptolemäus war fehlerhaft!

Dieser Gedanke war sehr klug und sehr kühn. So kühn war er, daß Kopernik nicht wagen durfte, ihn offen zu äußern. Wer Ptolemäus widersprach, wendete sich ja gegen eine Lehre der Kirche. Wer jedoch der Kirche widersprach, galt als Ketzer und verschwand für immer im Kerker oder kam auf den Scheiterhaufen. Außerdem war der kühne Gedanke vorerst nur eine unbewiesene Behauptung.

Bald kam die Zeit, da Kopernik als Doktor der Rechtswissenschaft in seine Heimat zurückkehren mußte. Und wie es Brauch bei den Gelehrten war, übersetzte Mikolaj Kopernik seinen polnischen Namen ins Lateinische und nannte sich seitdem Nikolaus Kopernikus.

Er nutzte jede freie Stunde, um seine Vermutung zu überprüfen. Er grübelte, rechnete. Und seine Vermutung erwies sich als wahr! Nicht die Erde bildete den Mittelpunkt des Weltalls; er mußte vielmehr in der Nähe der Sonne* liegen. Um sie kreisten alle Sterne, auch die Erde, die sich dabei täglich einmal um die eigene Achse drehte!

Ungeheuerlich klingt das. Nikolaus Kopernikus ist sich jedoch seiner Sache sicher. Nun schreibt er schon seit Jahren an einem Manuskript, das seine Erkenntnis beweisen soll. Seine Gedanken teilt er befreundeten Wissenschaftlern mit, sie ermutigen Kopernikus, unterstützen seine Forschungen.

So vergehen die Jahre. Eines Tages – man schreibt das Jahr 1542 – ist das große Werk endlich abgeschlossen. Fast 50 Jahre hat Kopernikus gedacht, geforscht, geschrieben.

Nun liegt es auf dem Tisch seiner Studierstube, das kostbare Manuskript. Kopernikus greift zum Gänsekiel, um das Titelblatt zu beschriften. Er schreibt, wie es unter Gelehrten üblich ist, lateinisch: NICOLAI COPERNICI TORINENSIS: DE REVOLUTIONIBUS – Nikolaus Kopernikus aus Toruń: Über die Umläufe der Himmelskörper. Mit zitternden Händen verpackt und verschnürt er die Blätter, denn der Bote wartet bereits, um das Paket zu Professor Rhaeticus zu bringen. Das Manuskript soll in Deutschland gedruckt werden.

Längst ist der Bote unterwegs. Kopernikus sitzt einsam in seinem Lehnstuhl. Er träumt vor sich hin. Sein Lebenswerk ist vollendet. Vielleicht denkt er an die große Umwälzung in der Wissenschaft, die sein Buch auslösen wird? Ob er weiß, daß er die Befreiung der Naturforschung von den Ketten der Kirche eingeleitet hat? Ob er ahnt, daß ihn die Menschen einmal zu ihren großen Denkern zählen werden?

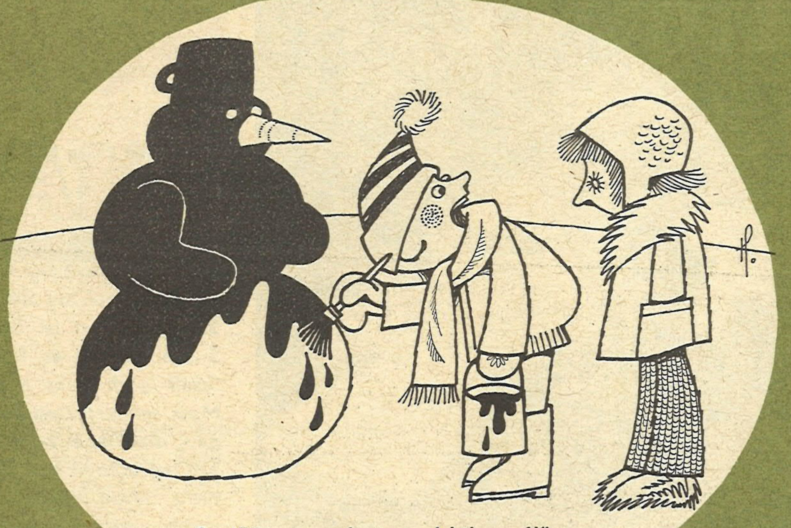
Erleben wird er das jedoch nicht mehr. Gerade an dem Tag im Jahre 1543, da der große polnische Wissenschaftler die Augen für immer schließt, trifft das erste Exemplar seines Buches in Fromberk ein.

Herbert Mühlstädt

** Heute wissen wir, daß die Theorie des Kopernikus nur bedingt richtig war, denn im Weltall existiert nicht nur unser Sonnensystem. Ohne Fernrohr konnte Kopernikus das nicht erkennen.*



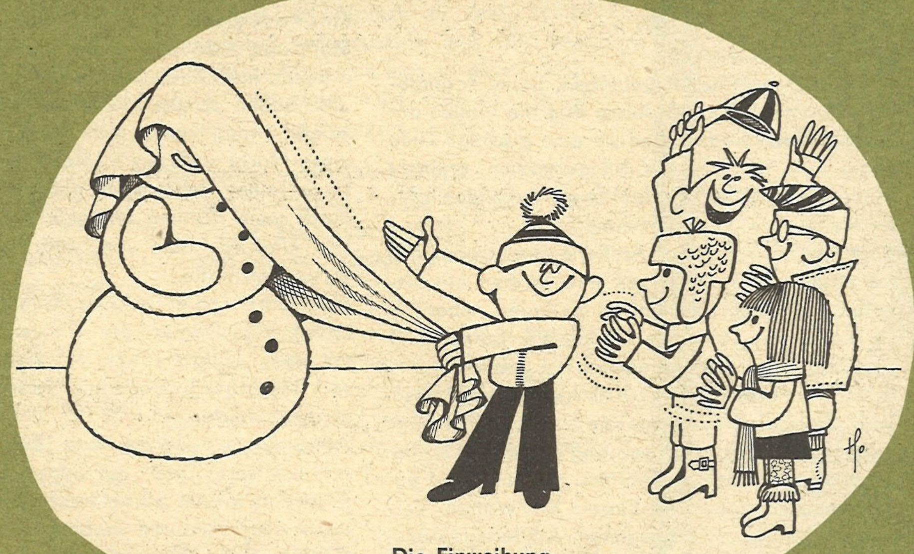
„Ein Eisbeutel hilft immer!“



„So fällt er wenigstens richtig auf!“

Du mußt doch denken, es schneit!

Zeichnungen: Hans-Jürgen Starke

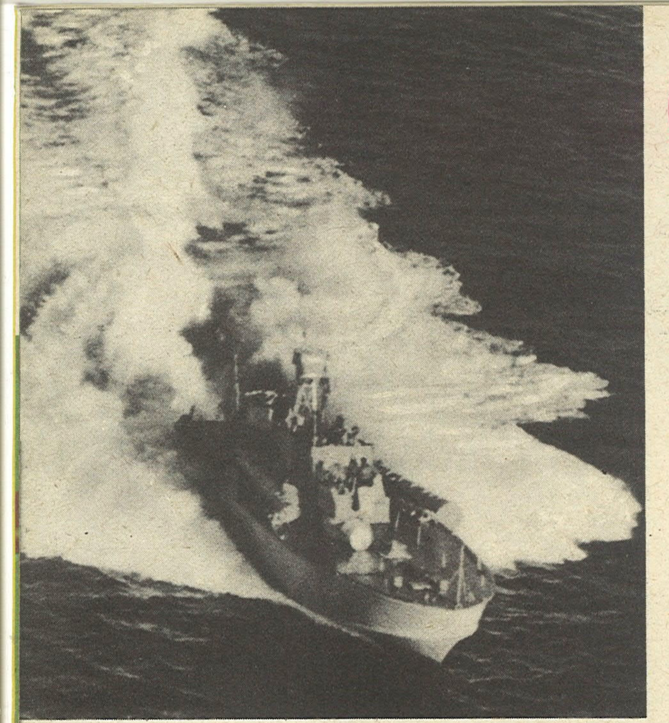


Die Einweihung



„Heul nicht,
mir ist im vorigen Jahr
sogar ein Meerschweinchen
davongelaufen!“

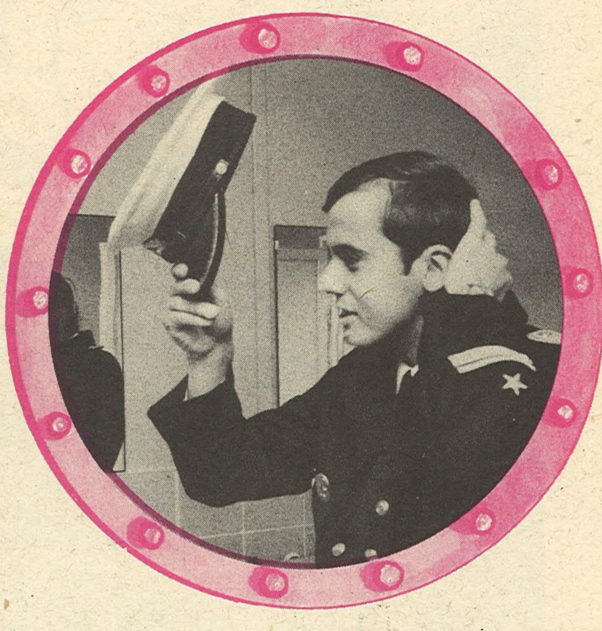




Gefechtsbereit

Fotos: Axel Lenke (2), Zentralbild (1)

Von starken Motoren getrieben, jagen Torpedoschnellboote dahin. Mit ihrem Bug die Wellen der Ostsee schneidend, ziehen sie eine gischtige Linie hinter sich her. Schrille Klingelzeichen ertönen. Matrosen eilen auf die Stationen. Sekunden später melden sie: Gefechtsbereit.
Auch die Matrosen des Artilleriegefechtsabschnittes haben in der Normzeit ihre Waffen einsatzbereit. Sekunden nur hat es gedauert. Aber für sie waren das Dutzende Handgriffe. Schnell und in richtiger Reihenfolge müssen sie getan werden, damit die hochwertige Technik funktioniert. Feuerleitanlagen und Rechengeräte – das ist auf engstem Raum zusammengedrängte Elektronik. Sie garantiert, von Soldatenhänden gesteuert und geschaltet, den wirksamen Einsatz der Waffen. Verantwortlich für den gesamten Artilleriegefechtsabschnitt auf dem Torpedoschnellboot ist Leutnant Rainer Knorr, Genosse und Mitglied unseres Jugendverbandes, 2. Wachoffizier.
Während der Ausbildung, so auch heute, denkt er oft an die vielen Stunden Freizeit, die er über den Büchern gesessen hatte, um besonders in das Reich der Elektronik einzudringen. Das war noch an der Offiziershochschule „Karl Liebknecht" der Volksmarine. Jetzt zahlt sich der Lerneifer aus.
Vor einem halben Jahr hat Rainer die Offiziershochschule beendet, ist Leutnant, Hochschulingenieur und erst 23 Jahre alt. Er liebt seinen Beruf, den des Offiziers der NVA.
Fragt man Rainer, wer seinen Entschluß beeinflußt hat, gerade diesen zu wählen, so nennt er an erster Stelle seine Eltern. Als sich Rainer zur maritimen Ausbildung bei der GST entschloß, weil es ihm Spaß machte, Mut und Kraft zu beweisen, pflichteten sie ihm bei. Ja, sie freuten sich sogar insgeheim, als in der ersten Zeit Blasen und Schwielen seine Hände zierten. Zeugten sie doch davon, daß sich ihr Junge kräftig in die Riemen legte. Besonders stolz waren sie, als er 1968 mit der „Wilhelm Pieck", dem Segelschulschiff der GST, nach Leningrad segelte. Hier bekam Rainer zum erstenmal einen Vorgeschmack von der großen Verantwortung und von der Freude, die der Offiziersberuf mit sich bringt.
So eine Fahrt ist bestimmt nicht die einfachste Sache. Da gilt es, bei rauher See, wenn sich das Schiff nach links und rechts verbeugt, an dem Mast emporzuklettern und in die Rahen zu steigen, das Segel zu reffen oder zu setzen. Unendlich tief scheint das Deck des Schiffes zu sein. Nur nicht daran denken, auch wenn es im Magen mulmig wird. Du bist mit für das Schiff, für die Kameraden verantwortlich, also Zähne zusammengebissen. Seekrank war Rainer auch. Wie die anderen, hat er dem Meeresgott geopfert. Aber das ist keine Schande, vor allem dann nicht, wenn man es mit festem Willen überwindet.
Kurz nach dieser Fahrt fuhr Rainer von Karl-Marx-Stadt aus, hier hatte er als Werkzeugmacher gearbeitet, nach Stralsund zur Offiziershochschule.
„Wir haben um die Macht der Arbeiterklasse gekämpft, wer, wenn nicht unsere Jungen, soll diese Macht schützen." Solche Worte hatte Vater Knorr seinem Jungen nie gesagt. Er versuchte es durch seine Haltung und sein Vorbild auszudrükken. Und er freute sich, daß ihn Rainer richtig verstanden hatte.
Vier Jahre später gehörte Rainer Knorr zu den besten Absolventen der Offiziershochschule, die mit dem „Offiziersdolch mit Gravur", gewidmet vom Minister für Nationale Verteidigung, ausgezeichnet wurden.
Achtzehnmal stand die Note „Eins" und fünfzehnmal die Note „Zwei" auf seinem Zeugnis. Welche Kraft und wieviel Schweiß sich hinter diesen dreiunddreißig Zensuren verbergen, das weiß wohl nur er selbst.
Aber gute Zensuren sind kein Ruhekissen. Auch als Offizier muß Rainer jeden Tag dazulernen. Tag und Nacht will unsere Ostseeküste geschützt sein. Oft begegnen dem Torpedoschnellboot, auf dem Rainer Knorr Dienst tut, Boote der polnischen und sowjetischen Waffenbrüder, oder sie erfüllen gemeinsam Aufgaben im diensthabenden System. Und Rainer will mit seinen Matrosen ebenfalls in der Ausbildung so gut sein wie sie, will nicht nachstehen.
Wieder ertönen auf dem Torpedoschnellboot Klingelzeichen. Wieder eilen Matrosen auf die Gefechtsstationen. Wievielmal wurde die Aufgabe „Herstellen der Gefechtsbereitschaft" heute schon trainiert? Dreimal, fünfmal, zehnmal? Keiner weiß es genau zu sagen.





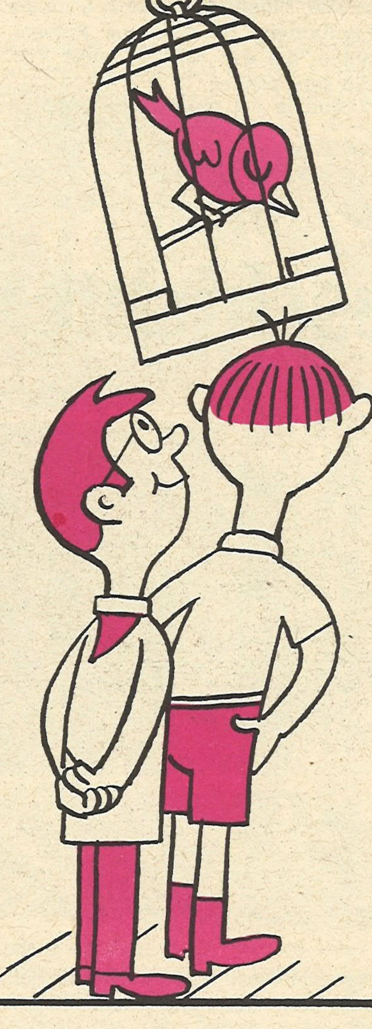
Aber harte Forderungen müssen der Kommandant des Bootes und auch Rainer Knorr stellen, an sich selbst und an die Matrosen. Wenn der Schweiß in Strömen läuft, wenn ihnen selbst die Augen vor Müdigkeit brennen, wenn sie am liebsten sagen würden; für heute genug – dann müssen sie sagen: noch einmal! Es geht darum, besser zu sein als der Gegner. Anstrengungen jetzt garantieren den Sieg im Gefecht auf See. Größte Anstrengungen tragen dazu bei, den Gegner im Schach zu halten, zwingen ihn, auf Waffengewalt zu verzichten. Rainer Knorr will immer sagen können: Mein Abschnitt ist gefechtsbereit!

*

Wir haben in unserer Republik viele solche FDJ-Mitglieder und Genossen wie Rainer Knorr. Sie fahren nicht nur auf den Schiffen unserer Volksmarine, sondern bedienen die Geschütze oder fahren in den Panzern der Landstreitkräfte, sie fliegen in überschallschnellen Jagdflugzeugen.
Unsere Glückwünsche gehen zum 7. März, zum Tag der FDJ, an all unsere FDJ-Mitglieder, die, wie Leutnant Rainer Knorr, Tag für Tag auf Wacht für den Frieden stehen.

Norbert Papier





Der Vogel

Ein Sketch, den man nachspielen kann und über den man nachdenken sollte.

„So, nun komm mal 'rein und schau dir die Niete an."
Mit einer Hand deutet Sven auf einen blitzblanken Vogelkäfig, während er sich mit dem Zeigefinger der anderen Hand vielsagend an die Stirn tippt. Sein Freund Olaf ist begeistert: „Mensch, dufte! Ein echter gelber Kanarienvogel! Die soll'n ja ganz herrlich singen."

Sven: „So, soll'n se? Da läßt sich aber meiner gar nichts befehlen, der ist stumm wie ein Eidotter."

Olaf: „Vielleicht ist er noch zu jung."

Sven: „Unsinn! Zum Singen ist man nie zu jung."

Olaf: „Hm, na vielleicht ist er krank, die Mauser oder so etwas Ähnliches."

Sven (ärgerlich): „Nun höre bloß mit deinen Spezialausdrücken auf. Der ist munter wie Peter Ducke auf dem Fußballplatz. Solltest mal sehen, wie es ihm in die Beine geht, wenn ich meine Kofferheule voll aufschraube."

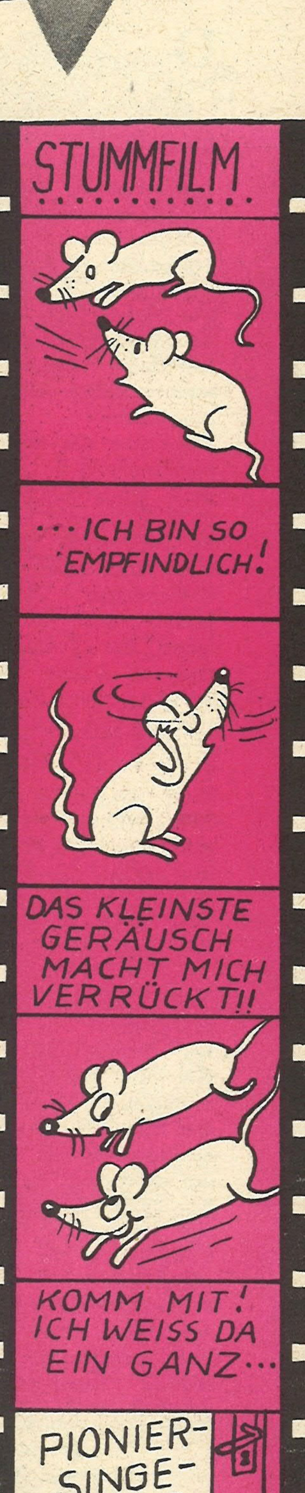
Olaf: „Also, unmusikalisch ist er nicht. Zu jung oder krank ist er auch nicht. Da bleibt nur noch eins: Er hat gerade Stimmwechsel."

Sven (ernsthaft böse): „Alles Quatsch! Zu faul ist er! Einfach zu faul, seinen Schnabel aufzumachen und ein paar muntere Töne von sich zu geben. Richtig trübsinnig wird man bei soviel sang- und klangloser Sturheit."

Olaf (sehr nachdenklich): „Ja, . . . hm . . ., na . . . vielleicht muß er erst mal Freude am Gesang finden. Singe ihm doch hin und wieder mal etwas vor."

Sven (entrüstet fährt er herum): „Kommt ja gar nicht in Frage!
Erstens w i l l ich nicht singen!
Zweitens k a n n ich nicht singen!
Und drittens macht mir Singen überhaupt k e i n e n S p a ß !"

Olaf geht singend nach rechts ab und zeigt Sven freundschaftlich, aber unmißverständlich einen V o g e l.



Achtung!

Gesangsunterricht, bei dem das lästige Öffnen und Schließen des Mundes wegfällt, erteilt

Anton Magendruck
(Bauchredner)

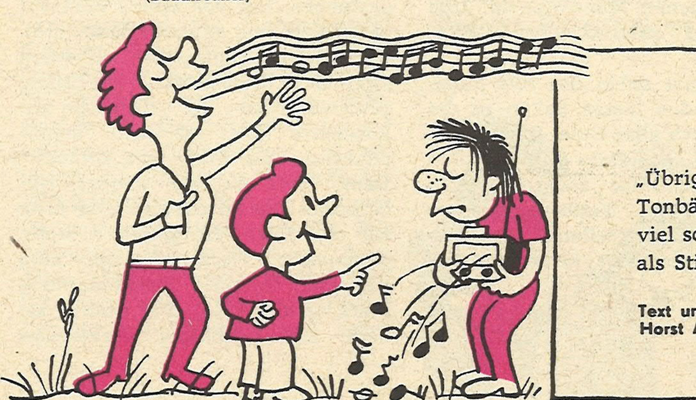
„Frösi"-Anfrage: Wie sieht es mit der Singefreudigkeit deiner Pioniergruppe aus?
Leserantwort: Sie sinkt ständig!

Monika Lautenberg, Halle

Berichtigung der Redaktion: Wir bitten den Druckfehler zu entschuldigen. Es muß natürlich heißen: Sie singt ständig!

Haste Töne!

Einer Pioniergruppe aus Senftenberg, bestehend aus acht Jungen und sechs Mädchen, soll es erstmalig gelungen sein, lauter zu singen als ihr Pionierleiter.
Wissenschaftler haben festgestellt, daß der Text des Liedes „Hoch auf dem gelben Wagen" auch von Farbenblinden einwandfrei erlernt werden kann.



„Übrigens:
Tonbänder nutzen sich viel schneller ab als Stimmbänder."

Text und Zeichnungen: Horst Alisch

„Von wegen musikalisch uninteressiert. Ich esse schon wochenlang nur mit der Stimmgabel."







Brigadegeschichten

Die Straße läuft geradewegs ins Werk hinein.
Fischverarbeitungswerk, Versorgungsbetrieb für den Abendbrottisch der Republik und Exportbetrieb.
Hier wird in Dosen gepackt, gewürzt, verschlossen, was von Kuttern und Frosttrawlern an Land gebracht und in Kühlhäusern an der Küste gefrostet wurde.
Die Männer der Tagesschicht und der Frühschicht sitzen im Aufenthaltsraum. Frühstückspause. Erstaunte Blicke. Händedrücken. Setzen. Kaffee.
Ich kenne die Männer der Transportabteilung – im Kampfanzug beim Wintermanöver der Pioniere, im Arbeitsanzug beim NAW-Einsatz an der Schule, im Sonntagsanzug beim Hospitieren, bei Patenschaftskonferenzen, Pionierveranstaltungen.
Leiter der Transportabteilung ist Genosse Günter Dorst. Er trägt meistens einen blauen Arbeitskittel wie alle hier. Man sieht, daß da ein Arbeiter sitzt, der regieren gelernt hat.
Viele lernten es. Tausende. Auch Günter Dorst.
1953 kam er als Transportarbeiter in diese Abteilung.
Transportbrigade Kistenplatz.
„Eine Woche Probezeit!" verlangten die anderen völlig gesetzwidrig. „Wer hier nicht mithält, fliegt 'raus!" Sieben gegen einen. Arbeiten können! war die Parole. Schuften – bringt Geld.
Wer die Norm versaute, wurde drangsaliert, bis er von allein ging. Der Neue konnte zupacken.
Sie schoben ihm eine Woche lang die schwersten Arbeiten zu, obwohl das Normale schon fast unzumutbar war: 8, 10, 12 Stunden lang 91-kg-Kisten mit Sackkarren transportieren.
Probezeit bestanden!
Acht Jahre später wurde diese Brigade aufgelöst. Es entstand die Abteilung Transport. 40 Transportarbeiter. 20 in jeder Brigade. Eine davon wurde Günter Dorst anvertraut.
„Mach was draus, Genosse! Du hast Erfahrung!" Genosse? Seinen Antrag für die Partei hatte er gerade erst unterschrieben.
Aber Erfahrung besaß er. Kistenplatzerfahrung! Und nun Verantwortung für zwanzig Männer, die ein Kollektiv werden sollten. Und einen Schreibtisch hatte er auch.
Trotzdem – auf dem Traktor war ihm wohler gewesen. Die Traktoristen zogen mit einem Wohnwagen von Ort zu Ort. Mähen, pflügen ... Im Winter Arbeit und Unterkunft in der Maschinen-Traktoren-Station Wusterhusen.
Dort lernte er ein Bauernmädchen kennen. Groß war sie und blond.
Später heirateten sie. Das Problem war nur – wohin mit der Familie? In den Wohnwagen der Traktoristen? – Unmöglich. Ein Söhnchen kam an, ehe das Wohnungsproblem gelöst war. Platz ist in der kleinsten Hütte ... sagt ein altes Sprichwort. Gewiß einmal erfunden, um über schlechte Wohnverhältnisse hinwegzutrösten.
In den zwei Räumen von Irmgards Eltern waren sie nun zu zwölft. Die junge Frau Dorst war die Zweitälteste von acht Geschwistern. Edgar konnte schon laufen, als Günter Dorst beim Fischwerk Saßnitz anklopfte.
„Wir brauchen Schlosser, Elektriker, Techniker. Was haben Sie gelernt?"
„Ich bin Traktorist!" Stolz lag in seiner Antwort, und der Alte hörte es, rückte die Brille von der Nase auf die Stirn und besah sich den braungebrannten jungen Mann.
„Mit Facharbeiterbrief in der Landwirtschaft?"
„Mit Fahrerlaubnis." – Also keine Lehrzeit, keinen Lehrberuf. Warum bloß begreift diese Jugend nicht, wie wichtig ein Facharbeiterbrief ist. „Ich kann Ihnen nur Arbeit auf dem Kistenplatz geben. Als Transportarbeiter. Es ist nicht leicht dort. Ich meine nicht nur die Arbeit, die schaffen Sie schon. Sie sind jung und kräftig. Aber die Leute dort sind, na, wie soll ich sagen, schwierig, ja sehr schwierig. Das ist dort gar nicht so einfach, junger Mann. Vielleicht überlegen Sie es sich nochmal?"
„Nein, ich nehme die Arbeit!" Hastig griff er nach dem Stift und unterschrieb den Arbeitsvertrag.
Kistenplatz nannte sich das. Und wenn es des Teufels Küche wäre. Ich halte durch.
Ein paar Tage später war Irmgard mit Edgar da. Sie besaßen nun zwei Dachkammern in einem alten Häuschen im Ortsteil Lancken. Jetzt erst konnten sie wie eine richtige Familie leben.





Einst war Saßnitz ein stilles verträumtes Fischerdorf gewesen. Jetzt wurde daraus eine moderne pulsierende Industriestadt mit zahlreichen neuen Bauten. Bald zog auch Familie Dorst in eine Neubauwohnung.
Als Brigadeleiter war Günter Dorst für zwanzig Kollegen verantwortlich. Eine der ersten Aufgaben: Wettbewerb führen.
Zur Gewerkschaftsversammlung kamen alle. Eine lustige Versammlung. Einige lachten laut und herzlich, andere knurrten mit verächtlich heruntergezogenen Mundwinkeln. Und alles wird aufgeschrieben? Alles schlechte?
Günter Dorst nahm das rote Tagebuch mit den leeren Seiten in die Hand: „Auch alles Gute. Das kommt auf uns an, was darin überwiegt!"
Abstimmung. Nur zögernd hoben sich die Arme. Wettbewerb angenommen. Planerfüllung, Senkung des Krankenstandes, keine Bummelschichten.
Unerwartet erhielt die Brigade Hilfe.
Eine Hilfe, die sie zuerst ablehnten, weil sie nicht erkannten, daß es eine sei.
Die Pionierleiterin der neuen Schule kam zu Günter Dorst. Patenschaftsvertrag mit einer Pioniergruppe? Unmöglich. Geh zu den Ingenieuren in der Verwaltung. Die werden dir helfen.
Sie ging nicht. Günter Dorst zählte ihr auf: Hemmungen durch schlechte Schulbildung. Noch einige Bummelanten, die den Kindern nicht Vorbild sein können.
„Komm in ein paar Jahren wieder, vielleicht dann." – Sie schüttelte den Kopf und kam bald wieder. Dreimal, viermal.
An einem Mittwoch war dann die Pioniergruppe bei der Brigade und brachte eine Wandzeitung mit. „Das sind wir!" stand in der Mitte. Ein Gruppenfoto, eine Leistungstafel, der Pionierauftrag, ein Gruppenplan.
Mit frischen Liedern und Rezitationen schmeichelten sich die Kinder in die Herzen der Männer ein.
Der neunjährige Norbert wurde vorgeschoben, trat von einem Bein auf das andere und stotterte dann: „Ich, ich soll hier sagen, daß ich schon zweimal in diesem Monat die Schule geschwänzt habe. Ich verspreche den Arbeitern, daß ich jetzt immer pünktlich zum Unterricht komme!"
Dann legte so ein kleines rotbezopftes Pioniermädchen eine Liste auf den Tisch. Sie hätten Altstoffe gesammelt. Vierzehn Tage lang treppauf, treppab. Zweiundachtzig Mark sei der Erlös. Die wollten sie nach Kuba schicken. Revolution



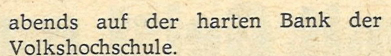
wäre dort gewesen, und die Arbeiter würden jetzt Schulen für die Kinder bauen. Dabei wollten sie mithelfen. Solidarität sei Ehrensache für jeden Pionier! Und wenn die Brigade ein paar Groschen zulegen könnte, damit es vielleicht einhundert Mark

DORIS WEISSFLOG



Fotos: privat

würden? Ganz still war es dann. Günter Dorst biß sich auf die Lippen. Einer wischte sich mit der Hand über die Augen, holte als erster seine Brieftasche heraus, suchte nach Markscheinen. Eins, zwei, drei – er zögerte – vier, fünf! „Fünf Mark", die Pioniere umarmten und boxten sich. Einhundertfünfundsechzig Mark konnten sie abschicken.
1964 wurde die Brigade I mit dem Titel „Sozialistisches Kollektiv" ausgezeichnet und Günter Dorst als Leiter der gesamten Transportabteilung eingesetzt.
Verantwortung für fünfundsechzig Kollegen – und größere Aufgaben. Das Fischwerk produzierte mehr. Die Technik hielt Einzug. Taktstraßen für die Produktionshallen! Lastwagen, Elektrokarren, Gabelstapler für die Transportabteilung. „Qualifizieren!" drängte Günter Dorst. Zuerst schickte er die Brigadeleiter auf Sonderkurse, dann deren Stellvertreter. Anschließend besuchten die Transportarbeiter Lehrgänge in Rostock und saßen



abends auf der harten Bank der Volkshochschule.
Wissen aneignen! Selbstbewußter werden! Sich selbst durch Wissen als Macht begreifen!
Und er, der Transportleiter? Günter Dorst hatte längst alle Prüfungen abgelegt, die im Arbeitsbereich nötig sind.
Da kam Erika Henning, die Frau eines Kraftfahrers, eines Tages mit einem Vorschlag zu ihm. Die Betriebsakademie führt einen dreijährigen Sonderlehrgang durch. Facharbeiterbrief als Industriekaufmann. „Wollen wir zusammen teilnehmen?"
Günter Dorst hatte davon in der Betriebszeitung gelesen.
„Ja, gern", sagte er.
Für das Sonderstudium blieben nur die Abende. Selten mal ein Sonntag. Er stürzte sich in das Studium wie in jede andere Aufgabe, die er anfaßte. Mit Energie und Gründlichkeit. Aber bei Mathematik und Deutsch hatte er Schwierigkeiten. Er machte sich da gar nichts vor. Hatte genug in den Patenklassen hospitiert.
Er sah dem großen Sohn über die Schulter, wenn Edgar abends an Mathehausaufgaben knobelte. „So wird das nichts, Vati. Du kannst nicht gleich mit der 10. Klasse anfangen!" Der Junge kramte die alten Lehrbücher hervor.
Drei Jahre lang hatte der Fernseher Pause.
Irmgard Dorst konnte ihrem Mann nicht helfen, aber für Ruhe sorgen. Sie brachte Edwin, den kleinen Sohn, zeitig ins Bett.
Es waren lange Abende.
„Nächsten Donnerstag ist Abschlußprüfung!" sagte die Lehrgangsleiterin an einem Novembertag 1966. Günter Dorst befiel Prüfungsfieber.
Drei Tage vorher kam ein Anruf der Pionierleiterin. „Ich wollte nur mal an die Festveranstaltung erinnern. Wer kommt denn von euch?" Die Leitung hatte die tüchtigsten Kollegen ausgewählt, und Günter Dorst zählte auf: Bruno und Kurt, Waldemar, Willy und Klaus, Hannes ...
„Und du?" „Ich habe Prüfung. Leider. – Hallo! Bist du noch da?"
„Ja", sagte die Pionierleiterin. „Ja, dann wünsche ich dir viel Erfolg!"
Er setzte sich an den Schreibtisch und versuchte, alle Gedanken auszuschalten, die ihn von der Arbeit ablenkten. Die Aufträge für die Brigaden mußten durchdacht werden.
Er schrieb. Brigade I sowjetischen Hering entladen. Dosen für die Taktstraße 4 anfahren. Tomatenmark für die Tunkenküche ...
Nach einer Stunde klingelte das Telefon wieder. „Die Prüfung muß aus zwingenden Gründen auf Mittwoch vorverlegt werden!"
Zwingende Gründe! Was kann sie zwingen, sämtliche Prüflinge durcheinanderzubringen?
Günters Stellvertreter hatte mitgehört. „Reg dich nicht auf", tröstete er. „Wegen einem Tag! Du bestehst die Prüfung. Denk doch mal an deine Vorzensuren. Nur gut und sehr gut. Gar kein Grund, sich so hochzuschaukeln." Er setzte sich wieder an den Schreibtisch.
„Gut" stand auf dem Zeugnis. Und „Facharbeiterbrief".
Jetzt Urlaub machen, dachte Günter Dorst. Wenigstens ein paar Tage.
Am Morgen nach dem Prüfungstag kam der Glückwunsch der Schule per Telefon. Und so ganz nebenbei fragte Direktor Skottky:
„Da fällt mir gerade die Veranstaltung ein. Sehen wir uns heute dort?" „Ja, ich komme!"
Günter Dorst saß in der ersten Reihe, wie alle, die vorgestellt werden sollten. Neben ihm seine Frau. „Ich bin eingeladen", sagte sie. „Als Auszeichnung für meine Mitarbeit im Elternaktiv."
Günter freute sich darüber. Sie nahmen sich vor, nach der Veranstaltung ihren Jüngsten vom Hort abzuholen.
Das Programm des Pionierensembles und Jugendblasorchesters begann. Die Thälmannpioniere hatten sich vom Fernsehfunk den Titel „Mit dem Herzen dabei" geliehen. Freude bringen! Das war ihr Motto, und sie schafften es, daß sich die Gäste und die 400 Pioniere im Saal von ihrer Lebensfreude anstecken ließen.
Dann erzählte Kerstin, die Freundschaftsratsvorsitzende, von einer ganz geheimen Aktion. Eine Persönlichkeit der Stadt, die immer für die Pioniere da ist, solle besonders geehrt werden. Sie bat Günter Dorst auf die Bühne. Die höchste Auszeichnung des Jugendverbandes wurde ihm angesteckt. „Danke!" Er versteckte seine Erregung im Blumenstrauß.
Eine Pioniergruppe kam zur Tür hereinmarschiert. Farbbekleckste



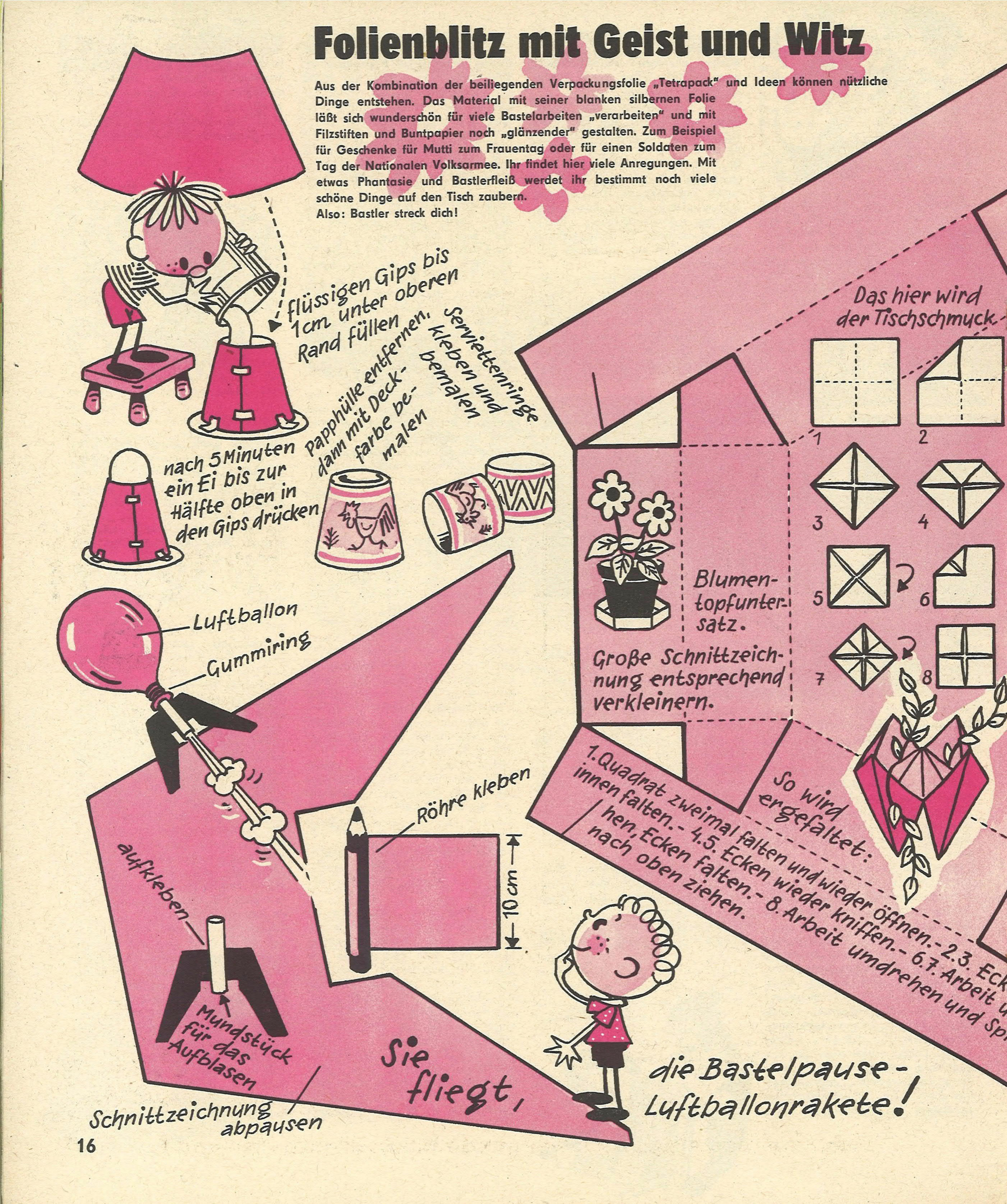
Schürzen, große Pinsel, Farbtöpfe. „Wir haben eben einen Gartenzaun gestrichen", berichteten sie und schwenkten die Pinsel, „um jemandem, der immer Zeit für uns – und deshalb wohl weniger für seinen Gartenzaun hat – eine Freude zu machen. Nun ratet mal, wem der Zaun gehört?"
Ein großes Foto wurde an die Bühnenwand projiziert. „Das ist ja meiner!" rief Günter Dorst überrascht.
Der Chor sang nun Lieder der Freundschaft. Lichtbilder wurden gezeigt. Der Kreml, die Lomonossow-Universität, der Rote Platz. Und als Günter Dorst schon dachte, daß das Programm zu Ende sei, zeigte ein Pionier auf der Bühne eine riesige bunte Fahrkarte. Saßnitz–Moskau! stand darauf. Alle Pioniere hätten geholfen, diese Fahrkarte zu kaufen, und nun erst würde das Geheimnis um die Person X gelüftet. Die 400 Pioniere im Saal schrien: „Günter Dorst, Günter Dorst!"
Der Werkdirektor und der BGL-Vorsitzende waren plötzlich auch da. Er hatte sie vorher nicht gesehen.
„Fahr mit deiner Frau. Da ist die zweite Fahrkarte. Die Pioniere haben sich mit uns verbündet. Fahr, du hast es dir verdient!"
Günter Dorst drückte viele Hände, und als er dabei auch der Pionierleiterin gegenüberstand, fragte sie leise: „War es schlimm, daß deine Prüfung vorverlegt wurde?"
Das erstemal standen Günter und Irmgard Dorst auf dem Roten Platz. Dann bummelten sie Hand in Hand durch Moskauer Gassen und Straßen. Den Glanz der Moskauer Tage nahmen sie mit in das stürmische Jahr 1967.
Im Transport wurde eine dritte Brigade gebildet. 1971 die vierte.

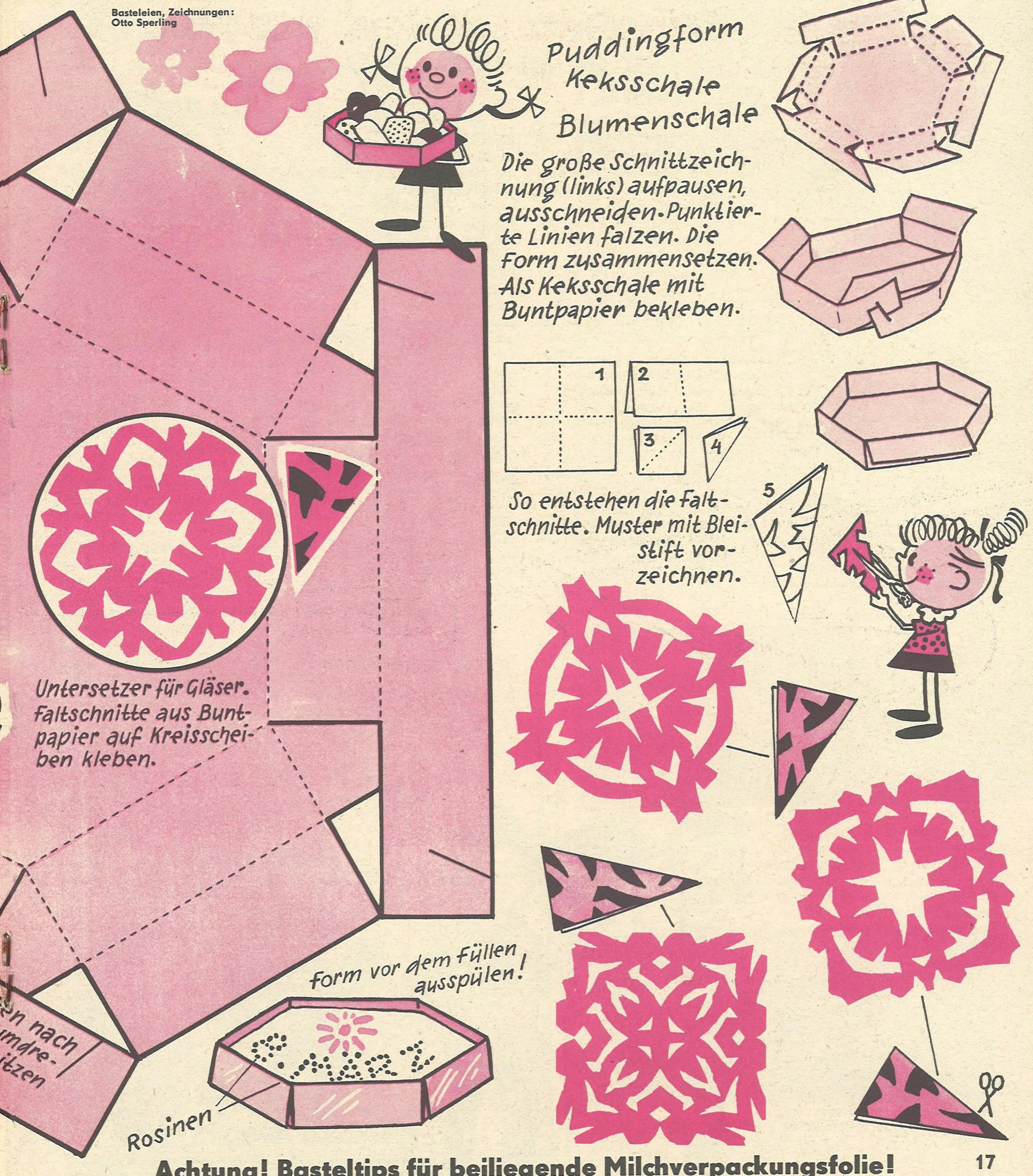
Zeichnungen: Thomas Schallnau



Folienblitz mit Geist und Witz

Aus der Kombination der beiliegenden Verpackungsfolie „Tetrapack" und Ideen können nützliche Dinge entstehen. Das Material mit seiner blanken silbernen Folie läßt sich wunderschön für viele Bastelarbeiten „verarbeiten" und mit Filzstiften und Buntpapier noch „glänzender" gestalten. Zum Beispiel für Geschenke für Mutti zum Frauentag oder für einen Soldaten zum Tag der Nationalen Volksarmee. Ihr findet hier viele Anregungen. Mit etwas Phantasie und Bastlerfleiß werdet ihr bestimmt noch viele schöne Dinge auf den Tisch zaubern.
Also: Bastler streck dich!





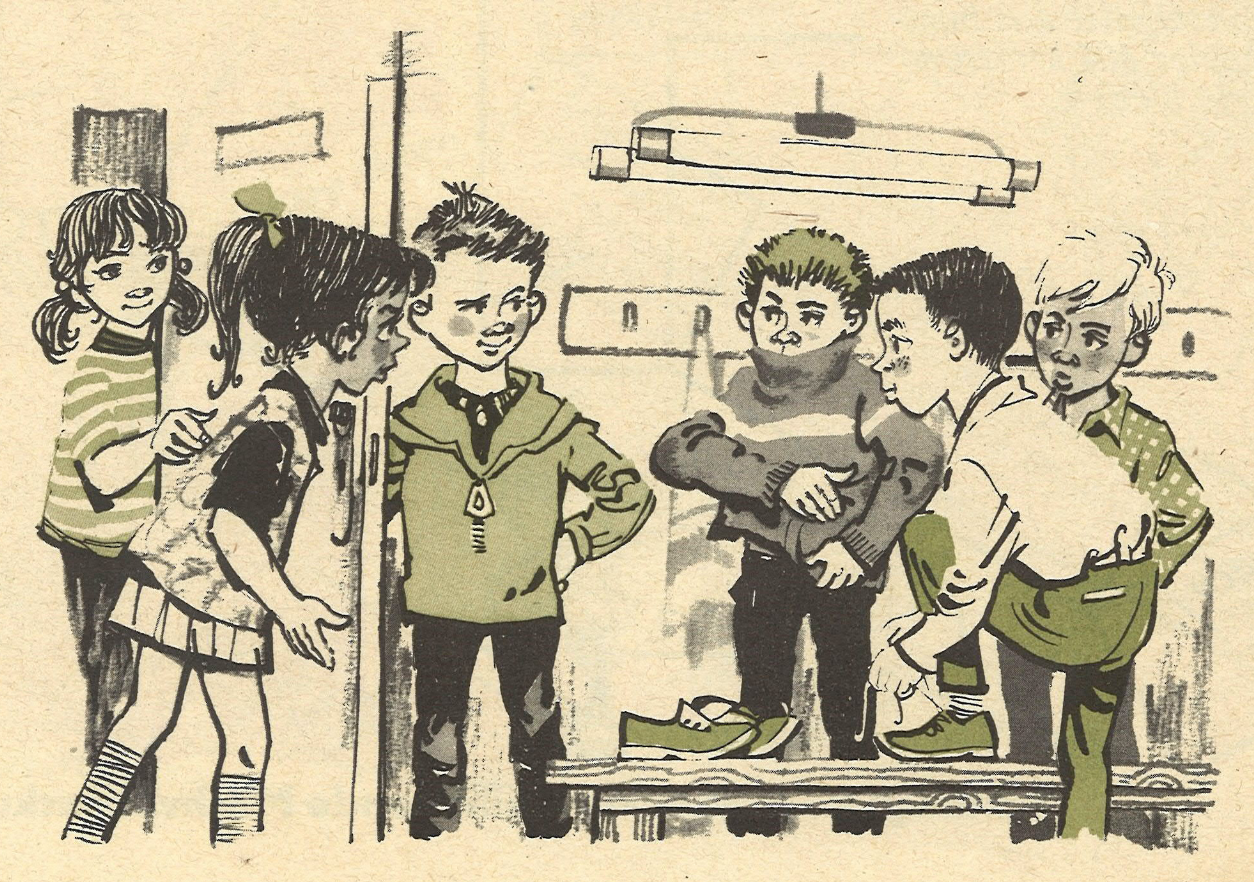
Achtung! Basteltips für beiliegende Milchverpackungsfolie!

Timmi erzählt Lübbenauer Geschichten:

Der Donnerstag hat es in sich

Fast zwei ganze Wochen wohne ich schon in Lübbenau!
Wenn ich aus meinem Fenster sehe, liegt mir ganz Lübbenau zu Füßen – sozusagen. So schön kann es nur jemand haben, der im Berliner Fernsehturm wohnt. Nur einen Haken hat die Sache – und das ist meine neue Klasse. Sie ist beinahe das Schlußlicht der Schule und nur, weil die Jungen und die Mädchen immerzu verzankt sind. Am schlimmsten aber ist es donnerstags, denn da haben wir zwei Stunden Turnen. Das ist natürlich noch kein Grund zum Streiten, aber in meiner neuen Klasse sind die Mädchen besser im Turnen als die Jungen – jedenfalls beim Völkerballspiel. Und spielen die Jungen gegen die Mädchen, dann gewinnen meistens die Mädchen. Aber es ist wohl am besten, ich erzähle, was am letzten Donnerstag geschah.
Also – in der zweiten Turnstunde spielten wir wieder Völkerball. Schon nach zwei Minuten hatten die Mädchen Akki abgeworfen, aber die Jungen noch kein einziges Mädchen. Nach einer Viertelstunde stand es fest – die Mädchen hatten knapp gesiegt! Sie umarmten sich, hüpften herum wie betrunkene Frösche und redeten immerzu von ihrem Ruhm im Sport.

Die Jungen waren sauer. Und weil Akki zuerst abgeworfen worden war – denn Akki ist ein bißchen dick, und man kann ihn daher am leichtesten treffen –, schimpften die Jungen mit ihm herum. Erst stand Akki ganz verlegen da, dann band er sich seine Schuhe zu, und schließlich sagte er laut: „Na, wenn die Mädchen auch immer schummeln!"
Das war so, als hätte man mit einem Stock in einem Wespennest herumgestochert. Denn plötzlich fanden alle Jungen, daß die Mädchen schummelten, aber die Mädchen fanden das gar nicht. Alle schimpften und schrien durcheinander – und als wir uns umzogen, waren die Mädchen wieder mit den Jungen verzankt.
Stefan stieg auf eine Bank. „Timmi ist ein Neuer! Der ist noch neutral! Er soll zu den Mädchen gehen und ihnen sagen, daß sie geschummelt haben!" Sofort war es ganz still, und die Jungen starrten mich an. Frank zeigte zur Tür. „Na, marschiere schon und sage es ihnen!"
Die Jungen sahen mich noch immer erwartungsvoll an. Ich mußte plötzlich an Annette denken. Wenn sie doch bloß neben mir stände und alle anderen aus der Thälmannstraße 18 dazu! Dann hätte ich bestimmt Mut gehabt, wäre auf die Bank gestiegen und hätte gerufen: „Blödsinn – die Mädchen haben überhaupt nicht geschummelt! Die waren nur sportlich besser als ihr!"
Plötzlich machten die Jungen ganz komische Gesichter. Ich mußte es wohl wirklich laut gerufen haben. Stefan platzte beinahe vor Wut. „Du... du Weiberknecht! Du Verräter!" In der Tür drängten sich die Mädchen. Sie hatten alles mit angehört. „Der Neue ist kein Weiberknecht – er ist bloß fair!" rief Birgit.
Nun wurde es ganz verrückt. Stefan und einige Jungen hätten mich beinahe verhauen. Aber wie schon gesagt, unsere Mädchen sind besser im Sport und boxten mich heraus.
„Der Neue ist vielleicht gar kein Junge, der ist ein Mädchen!" Holger hob die Seiten seiner Turnhose und stolzierte durch den Umkleideraum, als hätte er hohe Hackenschuhe an. „Ach, so eine süße Kleine!" piepste er. Natürlich kicherten alle, und ich ärgerte mich, daß mir die Ohren brannten. Da stand Birgit neben mir. „Siehst du, so sind sie immer. Aber wenn sie sich unbedingt prügeln wollen, können sie sich ja gegenseitig verhauen!"
Da wollte Akki vor den Jungen prahlen. „Und ihr Weiber habt doch geschummelt!" brüllte er. Er machte Birgit eine lange Nase, und dabei trat der Dicke Stefan ungeschickt auf den Fuß. Das hätte er nicht tun sollen, denn nun entlud sich Stefans ganze Wut auf Akki. „Du bist auch so ein Versager! Stehst da und wartest, bis sie dir den Ball auf deinen Bauch knallen!"
Gleich fielen wieder alle Jungen über Akki her. Da nahm Akki maulend seinen Turnbeutel, zog den Kopf zwischen die Schultern und rannte zu Birgit und zu mir.
Zuerst ging er immer zwei Schritte hinter uns her. Nur ab und zu sah er sich mißtrauisch um. Wenn wir stehenblieben, stand Akki auch still.
„Das ist doch wirklich zu dämlich!" sagte Birgit. „Wenn du mitkommen willst, komm richtig mit!" Da ging Akki neben uns, aber er sagte kein Wort.
Mit Birgit konnte ich mich fabelhaft unterhalten, beinahe genauso gut wie mit Annette. Als wir vor unserer Haustür standen, mußten wir beide lachen. Wir wohnten nämlich im gleichen Haus und wußten es gar nicht. Ich wohnte ganz oben und Birgit im 1. Stock. Wir luden uns gleich gegenseitig ein. Nur Akki stand noch immer ganz unschlüssig zwischen uns herum. „Und was wird jetzt aus mir?"
„Wohnst du denn auch in unserem Haus?" fragte ich. Akki schüttelte den Kopf. „Ich wohne in der Altstadt!" Und nun stellte es sich heraus – Akki war nur mitgekommen, weil er vor Stefan und den anderen Jungen Angst hatte.
„Jetzt fängt der Ernst des Lebens an!" sagte Akki, setzte sich auf die Treppenstufen und kramte in seiner Mappe herum. Er zog einen langen Zettel heraus. Neugierig setzten wir uns zu Akki und lasen mit. „Milch hohlen – Nuddeln und 1 Pfund Supenfleisch – Marina und Heike um 4 abhohlen!"
„Das ist zuviel!" rief Birgit empört. Akki staunte. „Das schaffe ich doch jeden Tag!"
„Nein! Vier Fehler in so einem kurzen Stück!"
Akki knüllte verlegen den Zettel zusammen und steckte ihn in die Hosentasche. „Ich habe ja nicht gesagt, daß du ihn lesen sollst!" Er stand auf und lief beleidigt davon, aber Birgit ging einfach hinterher und ich auch.
Von unserem neuen Haus bis zur Altstadt sind es beinahe zwei Kilometer, und wir hatten genug Zeit,





Zeichnungen: Günter Hain

mit Akki herumzuschimpfen – denn unter uns gesagt, Akki war wohl der Schlechteste in der Klasse, das hatte ich schon mitbekommen.
Wir redeten so lange auf Akki ein, bis es ihm zuviel wurde. Er blieb mitten auf der Straße stehen. „Ihr Quatschköpfe! Ich muß mich um Heike und Marina kümmern – Vati liegt im Krankenhaus, und Mutti hat Schicht!"
Da schämte ich mich – und ich glaube, Birgit schämte sich auch. „Das wußte ich ja gar nicht!" sagte sie verlegen. „Du kannst jetzt immer bei mir üben, gleich heute fangen wir damit an, und wir holen auch deine Schwestern ab!"
Und weil Akki gerade keine Ausrede mehr einfiel, liefen wir aus der Altstadt wieder zu unserem Haus zurück. „Ist das eine verdammte Rennerei! Da nimmt man ja gleich zehn Pfund ab!" murrte Akki. „Das schadet bei dir gar nichts! Dann treffen wir dich nicht mehr so schnell beim Völkerball!" lachte Birgit – und Akki lachte mit. Das fand ich nun wieder sehr nett von ihm.
Gegen vier Uhr gingen wir wieder in die Altstadt zurück. Akki kaufte das Suppengrün ein, und wir holten Marina und Heike vom Kindergarten ab. Das waren vielleicht zwei freche Rüben! Sie liefen jedem Hund nach und in fremde Häuser hinein – und dann blieben sie bei den Pferden an einem Fuhrwerk stehen und wollten nachsehen, ob die Hufe nur Pferdehandschuhe waren.
Wir schwitzten richtig, als wir die beiden Knirpse bei Akki ablieferten. Als Marina und Heike Akki sahen, wurden sie gleich ganz still und brav. Und weil wir nun schon einmal in der Küche standen, halfen wir beim Mohrrübenputzen. Akki putzte schnell wie eine Maschine.
Birgit sah auf die Uhr. „Jetzt muß ich aber nach Hause!"
„Ich bringe euch!" Akki spülte sich die Hände ab. Und wieder liefen wir durch die ganze Stadt. Das war vielleicht eine Lauferei! Vor unserer Haustür wurde ich plötzlich fröhlich. Am liebsten hätte ich bei allen Leuten im Haus geklingelt. Dann wären sie auf den Balkon gekommen, und ich hätte gerufen: „Das sind meine neuen Freunde!"
Akki kniff mir in den Arm. „Aber das mit dem Lernen, das lassen wir lieber!"
„Im Gegenteil!" rief ich. „Morgen geht es weiter, und du wirst schon sehen, deine miesen Zensuren verschwinden bald!"
Akki nahm Marina und Heike an die Hand. An der Tür drehte er sich noch einmal um. „Da habe ich mir ja was ganz Feines eingebrockt! Aber das kommt davon, wenn man zwei Freundinnen hat!" Und dann raste er mit seinen beiden Schwestern davon, als wäre eine Meute Jagdhunde hinter ihnen her.
„Zwei Freundinnen?" Da fielen mir Holger und das Völkerballspiel wieder ein. Ich drohte Akki. „Na warte, morgen in der Schule zeige ich es dir!"
An der Ecke blieb Akki stehen und machte mir eine lange Nase – und die beiden kleinen frechen Rüben machten es ihm natürlich gleich nach.
Als ich am Abend aus meinem Fenster auf Lübbenau hinuntersah, schien es mir so, als wäre die Stadt schöner geworden.
Warum eigentlich?

SIEGFRIED DIETRICH

Panzer im Flammenmeer

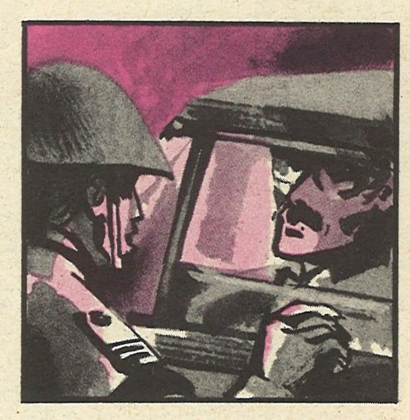
Es wäre unmöglich, alle Soldaten der Nationalen Volksarmee zu nennen, die irgendwann eine Heldentat zum Wohl unserer Bevölkerung vollbracht haben.
Der Held unserer Geschichte ist nur einer von vielen. Er heißt Joachim Schulze, stammt aus dem Bezirk Magdeburg und erlernte den Beruf eines Traktoristen. Als die FDJ sagte: „Die NVA braucht junge Menschen, die bereit sind, länger zu dienen und sich dabei zu qualifizieren", überlegte Joachim nicht lange. Er wurde Panzerfahrer. Bald wurde seine Besatzung „Beste Besatzung der Kompanie", dann – nach zähem Ringen – die Besten des Bataillons. Noch eine richtige Anstrengung, und die Genossen trugen den stolzen Titel „Beste Panzerbesatzung des Regiments". Der Wettbewerb ging weiter. Ergebnis: Joachim Schulze und seine Genossen wurden „Beste Panzerbesatzung der NVA", und der Lohn für alle Anstrengungen war die „Verdienstmedaille der NVA" in Silber.



1. Geologen stießen bei Mühlhausen auf ein Erdgaslager. Noch bevor es ihnen gelingt, die Sonde abzusperren, trifft ein Blitz das entweichende Gas. Von der Kraft der Detonation wird die Bohranlage wie Spielzeug durch die Luft geschleudert. Eine 100 m hohe Flammensäule lodert zum Himmel. In jeder Minute verbrennt der Wert eines PKW vom Typ „Wartburg". Der Brand muß schnellstens gelöscht werden!



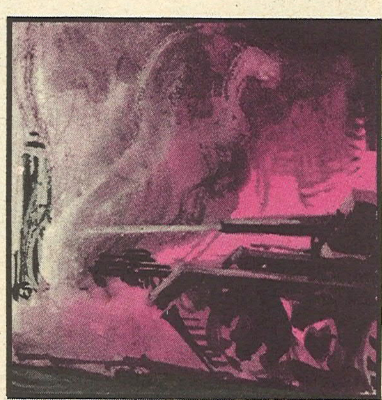
2. Alarm! Einheiten der NVA rücken aus. Sie sperren ein weites Gebiet rund um die brennende Sonde ab.



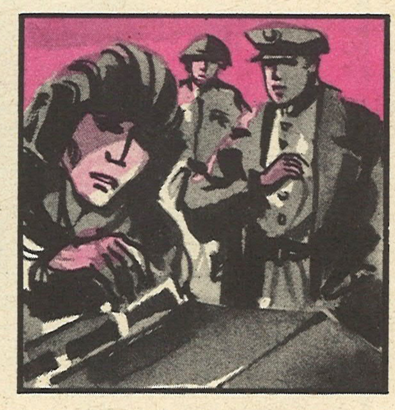
3. „Halt! Ihnen droht Gefahr! Benutzen Sie eine andere Straße!"



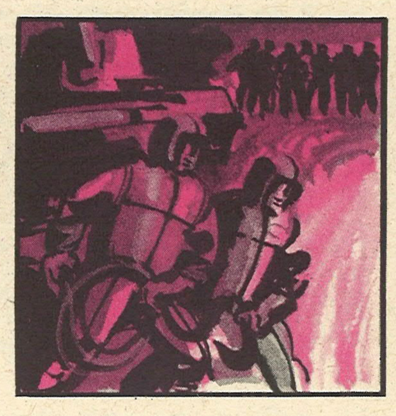
4. Da es zu dieser Zeit in der DDR noch niemand gibt, der über die nötigen praktischen Erfahrungen verfügt, hilft ein sowjetischer General. Bevor er Soldat wurde, hat er als Erdölingenieur auf sowjetischen Ölfeldern schon manchen Brand mit Erfolg bekämpft.



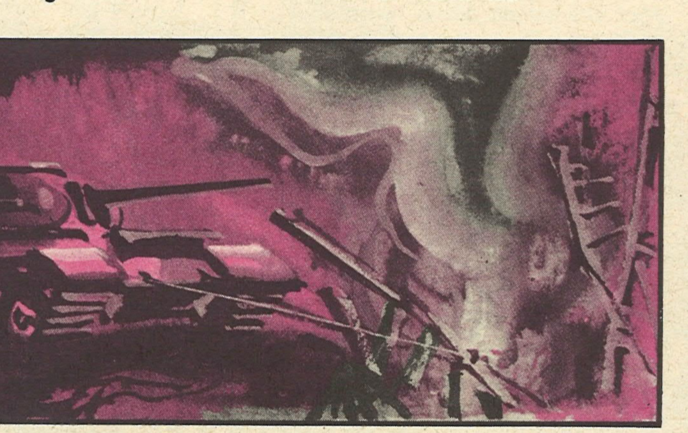
5. Zuerst müssen die Trümmer zerschossen werden, damit diese später ein Panzer beiseite räumen kann. Artilleriefeuer ist zu gefährlich, da ein Dorf in der Nähe liegt. Der General weiß Rat: Vier Panzer müssen bis auf 50 m an die Sonde heranfahren und einige Salven schießen. Nur die besten Richtschützen kommen in Frage; denn die Fahrzeuge werden sich im Inneren bis auf 80 °C erhitzen. Trotzdem müssen die Richtschützen so genau arbeiten wie unter normalen Bedingungen. Der kleinste Fehler kann bewirken, daß ein anderer Panzer getroffen wird!



6. Gelungen! Die Richtschützen haben gut gearbeitet! Joachim Schulze übernimmt die schwerste Aufgabe: Er wird die weißglühenden Trümmer aus dem Flammenmeer holen. Sorgfältig überprüft er seinen Panzer. Der General gibt ihm die letzten Hinweise.



7. Drei Ketten Feuerwehrleute in Schutzanzügen unterstützen den Panzerfahrer: Die erste Kette besprüht die zweite und die zweite die dritte. Die Männer der dritten Kette richten ihre Strahlrohre auf den Panzer und auf ihre zwei Genossen, die den Haken samt Stahlseil zwischen die Trümmer schleudern. Das darf nur Sekunden dauern; denn das Gas verbrennt mit einer Temperatur von etwa 1000 °C. Dagegen hilft auch kein Schutzanzug.



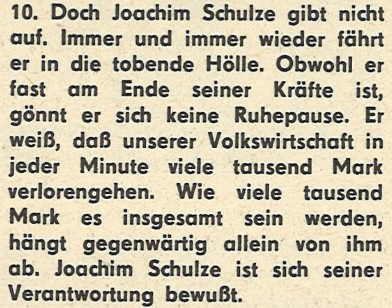
8. Der Haken hat gefaßt. Joachim Schulze legt den Rückwärtsgang ein. Der T 34 zieht einen Teil der Trümmer hinter sich her. Die schwerste Aufgabe jedoch steht dem Panzerfahrer noch bevor: Die letzten Reste des Bohrgestänges muß er aus den Flammen schieben. Dazu muß er durch das Flammenmeer fahren. Nicht nur einmal, sondern mehrmals!



9. Die Riesenfackel orgelt und heult, daß es kilometerweit zu hören ist. Sie überbrüllt auch das Dröhnen des schweren Panzermotors. So glaubt Joachim Schulze einmal, er habe den Motor des T 34 abgewürgt. Als



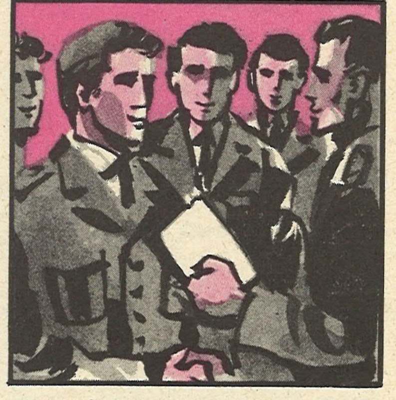
er an die Wand faßt und auf den Starterknopf drücken will, sengt sein Lederhandschuh im Nu durch. Im Panzer herrscht eine so unerträgliche Hitze, daß Joachim Schulze beim Atmen Schmerzen hat.



10. Doch Joachim Schulze gibt nicht auf. Immer und immer wieder fährt er in die tobende Hölle. Obwohl er fast am Ende seiner Kräfte ist, gönnt er sich keine Ruhepause. Er weiß, daß unserer Volkswirtschaft in jeder Minute viele tausend Mark verlorengehen. Wie viele tausend Mark es insgesamt sein werden, hängt gegenwärtig allein von ihm ab. Joachim Schulze ist sich seiner Verantwortung bewußt.



11. Geschafft! Die Löschmannschaften können mit ihrer Arbeit beginnen. Völlig erschöpft und schweißüberströmt nimmt Joachim Schulze die Glückwünsche des sowjetischen Generals und seines Regimentskommandeurs entgegen. Er ist glücklich, denn er hat das Vertrauen, das seine Genossen in ihn setzten, gerechtfertigt, und er hat der Nationalen Volksarmee Ehre gemacht.



12. Die Regierung der DDR zeichnete Joachim Schulze für seine beispielhafte Tat mit dem Orden „Banner der Arbeit" aus.

Zeichnungen: Ladislaus Elischer

„Angela ist frei!" – diese Freudenbotschaft ging am 4. Juni 1972 um die Welt. Der Freispruch war ein großer Sieg für die Millionen Menschen auf der ganzen Erde, die Angela Davis in ihrem langen und komplizierten Kampf unterstützt haben.

Schon einige Monate zuvor mußte Angela – zunächst auf Kaution – aus dem Gefängnis entlassen werden. Das war der erste Schritt auf dem Weg zur endgültigen Freiheit! Doch in Fresno, 300 km von San Francisco (USA) entfernt, ist das Leben eines weißen Farmers bedroht. Rodger McAfee hinterlegte in San José eine Kaution von 100 000 Dollar – für Angela. Seit dieser mutigen Tat werden er und seine Familie ständig von Mord- und Gewaltdrohungen verfolgt. McAfee sagt am Telefon zu seinen Freunden: „Schickt mir Männer auf die Ranch, die mir zur Seite stehen – jetzt, sofort!" Und kurze Zeit danach sind die ersten eingetroffen. Freiwillige Helfer, bereit, das Leben der Familie McAffee zu bewachen und zu beschützen.

WALTER KAUFMANN

Der Fremde aus Fresno

Ein Besuch bei dem Farmer, der Angela Davis geholfen hat



Rodger McAfee – ein mutiger Mann, der für Angela Davis eine Kaution von 100 000 Dollar hinterlegte.

Nach Sonnenuntergang, Zwielicht lag bereits über den Weiden, und die Kühe waren schon im Stall, erschien der Neger auf dem Hof, sah sich um und näherte sich dann dem Haus. Er war hager und groß und mußte sich bücken, als er durch die Tür wollte.

„Guten Abend", sagte er. „Mein Name ist Fowler – Adam B. Fowler, und ich bin wegen Mr. McAfee gekommen."

Das schien zu genügen, niemand war beunruhigt durch das Gewehr, das er trug. Man hatte ihn erwartet.

„Sie sind sicher der Mann, der angerufen hat?"

„Ja!"

Mr. McAfee ist im Stall, erklärten sie ihm, beim Melken, aber er kommt bestimmt bald.

„Ich warte dann draußen auf dem Hof", sagte der Neger.

Aber sie baten ihn, zu bleiben und sich zu setzen, und fragten ihn, ob er eine Tasse Kaffee wollte.

„Danke, Madam", antwortete er Mrs. McAfee.

Im Haus ging es lebhaft zu: Die kleinen Söhne der McAfees hatten gerade ihr Abendbrot gegessen und tobten jetzt durch die Zimmer. Ein Radio spielte, und in der Küche saßen drei junge Männer in abgetragenen Jeans und staubigen Stiefeln. Alle trugen Gewehre über der Schulter, und ihre Stimmen übertönten den Radiolärm. Ein vierter Mann, jünger als die anderen und unbewaffnet, trommelte einen Wirbel auf den Tisch.

Der Neger blieb an der Tür stehen und blickte langsam von einem zum anderen. „Na, da hätte ich gar nicht zu kommen brauchen, wie ich sehe", sagte er.

Aber sie zerstreuten solche Gedanken. „Wir brauchen Sie, Partner. Kommen Sie 'rein, und strecken Sie die Beine aus."

Er ging ins Wohnzimmer, stellte das Gewehr in eine Ecke und setzte sich so, daß er es griffbereit hatte. Die Spannung war verflogen, und er sah nun erschöpft und müde aus. Wie er mit vorgebeugten Schultern in der Sofaecke saß, die großen Hände schlaff zwischen den Knien, wirkte er älter als auf den ersten Blick.

Mrs. McAfee reichte ihm eine Tasse Kaffee, und er nickte zum Dank. Die Zeit verstrich, und während des Wartens zog er sich in sich selbst zurück.

„Willst du helfen, die Bösen zu verjagen?" fragte der vierjährige David den Neger.

Er sah auf. „Deswegen bin ich hier", sagte er.

„Gut", sagte David. „Du bist in Ordnung."

„Mein Name ist Adam. Und wie heißt du?"

„David", sagte David.

„Du kennst die Geschichte von David und Goliath?"

„Ja, die kenne ich", sagte David stolz.

Doch ehe er den Beweis erbringen konnte, rief seine Mutter: „Schlafenszeit, David. Ab ins Bett!" Der Junge verschwand – was mir die Gelegenheit bot, mich mit dem Mann bekannt zu machen: mit diesem Fremden aus Fresno, der „wegen Mr. McAfee gekommen" war.

*

Erfahrung hatte erwiesen, daß es ratsam war, selbst die kürzeste Begegnung zu nutzen. Fast immer hieß es: Jetzt oder nie! Eine zweite Gelegenheit bot sich selten, und man ging leer aus, wenn man den Augenblick nicht wahrnahm.

Wir warteten beide darauf, daß Rodger McAfee ins Haus zurückkam, und ich fürchtete, daß dieser Mann, Adam Fowler, mich womöglich im selben Moment hier sitzen ließ. Und es war sicher: Ich würde ihn Rodger McAfees wegen im Stich lassen müssen. Was alle umständlichen Einleitungen ausschloß, mir nur erlaubte, darzulegen, wer ich war, woher ich kam und weshalb ich ihm ohne alle Umschweife ein paar Fragen stellen wollte.

„Nun gut", sagte Adam Fowler, „wir werden schon klarkommen."

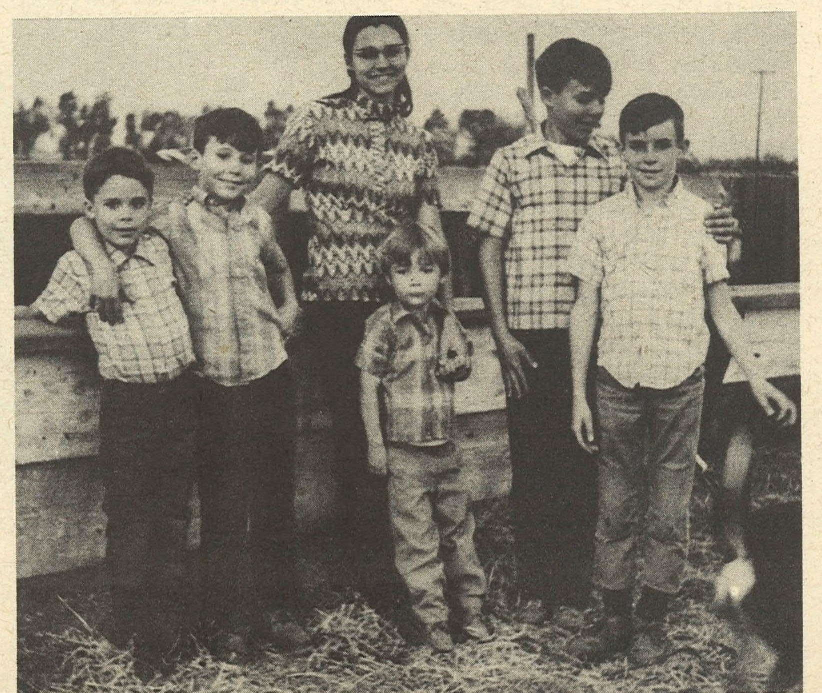
Doch sein Verhalten änderte sich schlagartig – er wirkte wieder wachsam, saß gerade aufgerichtet da und musterte mich. Ich spürte ein Gran Vorsicht: Stand seine Person in Frage? Und ich begriff: Was er von jetzt an sagte, würde von dem Bewußtsein beeinflußt sein, daß jedes seiner Worte festgehalten wurde. Nun, ich konnte es nicht ändern, mir blieb keine andere Wahl.

„Also, das war so", sagte er. „Ich hörte im Radio, daß Mr. McAfees Leben bedroht ist, seit er Angela geholfen hat, aus dem Gefängnis zu kommen. Da dachte ich mir, gehst mal hin und siehst, was du tun kannst, die Familie zu schützen – ist sowieso meine gewohnte Arbeit."

Ich war erstaunt: ein berufsmäßiger Leibwächter! Hatte Rodger McAfee den Mann angestellt? Das paßte gar nicht zu dem Eindruck, den ich gewonnen hatte.

„Ich mach das von Berufs wegen – es gibt da eine Firma, die schickt

Mrs. McAfee mit ihren fünf Söhnen. Vor ihr steht der kleine David.



WOLFSBLUT (2)















31. Es ist Frühling geworden. Die schlimmste Zeit ist vorbei, aber die Jagd geht weiter.











Leute aus, um Menschen oder Eigentum zu schützen – meist Nachtclubs, Bowling-Bahnen und so. Auch Fabriken. Verdiene rund zwei Dollar die Stunde bei dem Job."

„Dann werden Sie hierfür bezahlt?"

„Nein", sagte er, „ich bin freiwillig da. Dachte mir, das ist das Mindeste, was du tun kannst, nach dem, was Mr. McAfee für Angela getan hat. Und da hab ich mit meinem Boß gesprochen, und er hat mich für zwei Tage hier 'raufkommen lassen – mehr war nicht drin, verstehen Sie. Wenn ich bei der Hilfe für Mr. McAfee jemand verletze, ist die Firma haftbar. War schon viel, daß der Boß mir die zwei Tage gegeben hat."

„Zwei Tage für McAfee", sagte ich.

„Ist nicht mehr als recht und billig, ihm zu helfen", sagte er.

„Sollten alle Neger machen, nicht bloß ich."

„Was sagt man denn unten in Fresno über Mr. McAfee – ich meine, daß er die Kaution für Angela gestellt hat?"

„Hab nur mit wenigen darüber gesprochen und nicht viel 'rausgekriegt", sagte er vorsichtig. „Gibt da verschiedene Ansichten. Hab sogar ein paar Neger getroffen, die sich da lieber 'raushalten."

„Aber Sie halten sich nicht 'raus", sagte ich direkt. „Was doch bedeutet, daß Ihnen die Haltung, die Mr. McAfee einnimmt, nichts ausmacht. Ich meine: Selbst wenn einer Kommunist ist, dagegen hätten Sie nichts."

„Nun, ja . . .", sagte er. „Hat jeder das Recht auf seine eigene Meinung. Ich stimme mit Mr. McAfee überein, gibt da 'ne Menge, worauf ich schon selbst gekommen bin. Und ich bin ihm dankbar für das, was er für meine schwarze Schwester getan hat – für Angela."

Er merkte, daß er mehr gesagt hatte, als er beabsichtigte, und fragte: „Wird das hier in Amerika gedruckt?"

„Nein", erklärte ich. „In Berlin – und nur mit Ihrer Zustimmung."

„Gut", sagte er. „Dann mal los. Ja, ist schon in Ordnung, wenn das da gedruckt wird!" Er kramte Erinnerungen aus. „War selber mal in Berlin", erzählte er. „Nach dem Krieg trafen wir dort mit der Sowjetarmee zusammen. Ich war Schütze bei der Infanterie, und wir sind bis Berlin gekommen."

„Und als Sie nach Amerika zurückkehrten, blieben Sie Schütze und wurden unten in Fresno Sicherheitswächter?"

Er schüttelte den Kopf und zählte auf, als was er seither gearbeitet hatte: Munitionsräumer zunächst, dann Fabrikarbeiter, später Stauer in Port Chicago, Kalifornien.

„Aber man kommt nicht mit dem aus, was sie einem als Sicherheitswächter zahlen", fügte er hinzu. „Das ist ein Mondscheinjob, verstehen Sie, nur eine Teilbeschäftigung. Ich hab mein eigenes Geschäft – Fensterputzer unten in Fresno, und außerdem bin ich Hausmeister in einem Theater."

„Hausmeister?"

„Ja, ich mach da nach der Vorstellung sauber. Sie würden staunen, was die Leute so alles wegschmeißen. Da hat man zu tun. Ich hatte

Zeichnungen: Imre Sebök, Text: Tibor Horváth, frei nach dem Roman von Jack London

37. Dort trifft er einen Igel und erkennt:

38. Nicht überall hineinbeißen!

39. Auch das Abenteuer mit dem Marder wäre tragisch ausgegangen, wenn er nicht rechtzeitig Reißaus genommen hätte.

40. Doch die Jagd nach einem Eichhörnchen, das er besiegt, gibt ihm sein Selbstvertrauen wieder.

41. Bald ist kein Hase des Waldes mehr vor ihm sicher!

42. Eines Tages aber sieht er Gestalten im Wald, die er noch nie gesehen hatte. Vorsichtig schleicht er sich näher ...

43. ... haut seine Zähne in eine Hand ...

44. ... und erhält einen starken Schlag.

45. Nein, solche Wesen hatte er noch nicht erlebt. Vor Angst und Schmerz beginnt er laut zu winseln.

46. Sekunden später steht die Wolfsmutter fauchend unter den Indianern. Sie will ihr Junges verteidigen.

47. „Das ist doch Kiche?!"

48. Die Wölfin hält erstaunt inne. Diese Menschen kennen sie! Der Indianer erzählt seinen Freunden die Geschichte der Wölfin.

Fortsetzung folgt

Fotos: Walter Kaufmann



Der Farmer aus Fresno und seine Freunde.

schon ganz schön zu schaffen, bevor ich hier 'raufkam."

Wieder fiel mir auf, wie müde und erschöpft er aussah – ein schwarzer Arbeiter, der weit mehr als andere leisten mußte, um zurechtzukommen.

„Es ist schwer", gab er zu. „Aber es ist ehrlich verdientes Brot. Und ich habe keine Wahl – ich muß mich schon 'ranhalten, um die Familie durchzubringen und die Kinder auf die Schule zu schicken."

„Die machen sich bestimmt Sorgen, wenn Sie als Sicherheitswächter unterwegs sind", sagte ich. „Kann mir vorstellen, daß Sie dabei in ziemlich gefährliche Situationen kommen."

Er zuckte mit den Schultern. „Bis jetzt ist es nicht allzu schlimm gewesen", sagte er.

„Aber vielleicht schießt man hier auf Sie, wenn Sie helfen, Mr. McAfee zu schützen." „Kann sein", sagte er. „Aber man hat schon früher auf mich geschossen – im Krieg. Und ich verlier nicht so leicht den Kopf, wenn es knallt."

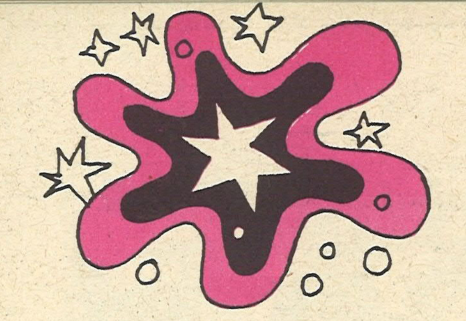
Rodger McAfee war jetzt im Haus. Wir hörten ihn in der Küche sprechen, hörten, wie er nach dem Mann aus Fresno fragte.

„Der unterhält sich gerade mit diesem Reporter aus Berlin."

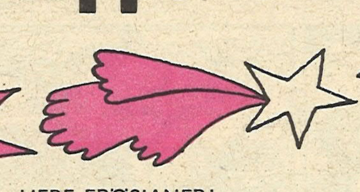
„Sie werden verlangt", sagte ich zu Adam Fowler. „Scheint so", sagte er. „Vielen Dank für Ihre Auskünfte."

„Nichts zu danken", sagte er. „Gern geschehen. Machen Sie so weiter, ja. Und was ich Ihnen da gesagt habe, das drucken Sie ruhig – da drüben in Berlin."

Aus dem Englischen übertragen von Olga und Erich Fetter



Spaßfabrik im Stoppelfeld







LIEBE REDAKTION!

Meine Freundin Rosi und ich wurden von unserer Gruppe beauftragt, für einen zünftigen Faschingsschmaus auf unserem Faschingsball zu sorgen. Nun fällt uns aber gar nichts ein. Wüßtest Du nicht ein schickes Rezept mit besonderem Knalleffekt?

Deine Leserin Sylvia

Liebe Sylvia!

Dir kann geholfen werden! Versuche es doch einmal mit einem leichten und bekömmlichen Knallerbsensalat!

Guten Knalletit wünscht die Redaktion „Frösi"

LIEBE FRÖSIANER!

Heute habe ich eine freudige Nachricht für Euch. Mein Vater ist richtig dufte! Er fängt sogar schon an, sich mit meinem Hobby zu beschäftigen. Gestern hat er wörtlich zu mir gesagt: „Wenn Du noch eine 5 in Mathe nach Hause bringst, bekommst Du von mir Feuerwerk." Wie hat er bloß meinen Lieblingswunsch herausbekommen? Wo ich mich doch so sehr für die Pyrotechnik interessiere!

Dein treuer Leser Ralf

Lieber Ralf!

Wir hegen die berechtigte Befürchtung, daß sich das von Deinem Vater versprochene Feuerwerk erheblich von dem gleichnamigen Produkt einer pyrotechnischen Fabrik unterscheidet. Wir raten Dir aus diesem Grunde, es nicht auf ein Experiment ankommen zu lassen, und Dich vorerst statt mit der Pyrotechnik ein wenig eingehender mit dem Pythagoras zu befassen.

Deine Redaktion „Frösi"





Nachdem die Süßwarenspezialisten der VEB Elbflorenz und Rotstern unseren Verdacht, Knallbonbons mit und ohne Himbeergeschmack herzustellen, energisch zurückgewiesen hatten, saßen wir ganz schön in der Patsche. Wer zum Kuckuck stellt sie denn nun wirklich her – die leckeren Faschingsbonbons mit der fröhlichen Füllung? Offensichtlich vom Wort „Bonbon" auf eine falsche Spur gelockt, beschlossen wir nun, uns etwas eingehender mit seiner vielversprechenden Vorsilbe „Knall" zu befassen. Und so landeten wir denn auch Knall auf Fall in einer richtigen Knallbonbonfabrik, die natürlich auch einen ernsthaften Namen hat, nämlich: VEB Pyrotechnische Fabriken; von pyro (griechisch): die Flamme. Hier also leben die fleißigen Heinzelmännchen (die meistens Heinzelfrauen sind) der pyrotechnischen Industrie in enger Nachbarschaft mit Triumphsonnen, Silberfontänen, Filous, fliegenden Blitzen und sternspeienden Raketen. Nachwuchssorgen kennt dieser freundliche Zweig unserer Volkswirtschaft nicht; denn es ist schon ein beneidenswerter Beruf, bei dem Knallen zum Handwerk gehört. Schließlich muß alles, was hier produziert wird, ständig in eigens für diesen Zweck errichteten Bunkern oder auf freiem Feld überprüft werden. Hui! pfeift und blitzt, zischt, sprüht, rumst und bumst es täglich, sozusagen dienstlich. Tag für Tag haben die Pyrotechniker also Fasching und Silvester? Nein, darüber müssen sie schmunzeln. Wer das glaubt, unterschätzt die Macht der Gewohnheit. Schließlich jeden Tag Karussell fahren, ist am Ende auch kein besonderes Erlebnis mehr. Dazu kommt, daß wir, die Endverbraucher all der Scherzartikel und Feuerwerkskörper, den Faschingsraketenkonstrukteuren und Konfettipilzzüchtern gar keine Zeit zur Freude am Vergnügen lassen.

Von Januar bis Dezember geht es rund im Reich der Flammenzauberei. Denn es heißt, nicht nur den Silvester- und Faschingsbedarf einheimischer Konsumenten, sondern auch den anderer Staaten zu decken. Unsere sowjetischen, polnischen, tschechischen und bulgarischen Nachbarn, bei denen die fröhliche Knallerei keine Tradition wie in unserem Lande hat, lassen sich gern zu allen Festtagen von unseren Pyrotechnikern ein freundschaftliches Feuerwerk entfachen. Sogar die Republik Mali und die Arabische Republik Ägypten sind begeisterte Abnehmer dieser bei ihnen ganz unpopulären Produktion.

Da waren die alten Pharaonen aber pfiffiger! Die haben nämlich, genau wie die Chinesen, bereits lange vor der Zeitrechnung zu ihren religiösen Festen eifrig Flammenzauberei betrieben.

Bleibt angesichts so einer imposanten Geschichte der Pyrotechnik nur noch die Frage, ob sie uns auch in das Zeitalter der Raumtaxis folgen wird. Dazu die optimistische Prophezeiung der Pyrotechniker: Aber immer! Wer will schon bei einer ulkigen Faschingsfete auf der Venus pyrotechnisch in den Mond gucken?!

Text: Christamaria Fiedler/Doris Mörike



Zeichnung: Thomas Schallnau

Ihr habt mich reich gemacht!

Der Gedanke, den berühmten mexikanischen Wandbildmaler und Kommunisten David Alfaro Siqueiros zu besuchen, reifte in uns, als wir entdeckten, daß uns während unseres Aufenthaltes im olympischen Jugendlager 1968 in Mexiko kaum 100 Kilometer von seinem Wohnsitz in Cuernavaca trennten.
Ein Freund des Meisters half uns, ihn zu finden. Er telefonierte, und als wir die Frage des Meisters bejahten, ob wir Deutsche aus dem sozialistischen deutschen Staat seien, aus dem die Kinder 1961 so viele Karten und Briefe zu seiner Freilassung aus den Kerkern der Reaktion geschrieben hätten, stand uns die Tür seines Hauses offen.
„Seid herzlich willkommen, Genossen!" Mit diesen Worten kam uns Siqueiros schon am Eingang seiner Villa entgegen, freundlich, aufgeschlossen, voller Ungeduld auf das Gespräch mit uns.
Bald schien es, als gehörten wir zur Familie. Frau Angelica, die Gattin Siqueiros' und seine Tochter, eine bekannte Ballerina, die damals Mitglied der mexikanischen Delegation zu den III. Weltfestspielen der Jugend und Studenten 1951 in Berlin war, gesellten sich zu uns.
„Also, was möchtet ihr wissen, Genossen aus der DDR? Was bewegt euch? Wie habt ihr mich gefunden? Eure Olympiamannschaft erkämpft prächtige Erfolge, herzlichen Glückwunsch! Vielleicht ist es besser, wenn ich nicht spanisch, sondern lieber englisch, französisch oder italienisch spreche. Verzeiht, daß ich deutsch nicht beherrsche. Russisch kann ich ein wenig, die Sprache der ersten siegreichen proletarischen Revolution."
So nahm er uns gefangen, plauderte, lachte, überschüttete uns mit Fragen nach den Erfolgen unseres sozialistischen Aufbaus. Mit impulsiver Leidenschaft drang er auf uns ein, genauso, wie wir ihn aus der Sprache seiner unvergleichlichen Bilder kannten.
Dann ließ der Meister keine Ruhe, wir sollten sein Haus sehen, sein Atelier, seine Arbeit. Er wollte unsere Meinung über alles wissen. Er begleitete uns durch seine Villa buchstäblich vom Boden bis zum Keller.
Im Wohnzimmer öffnete er die Lade einer großen Kommode und holte Bündel von Karten und Briefen daraus hervor, warf sie auf den großen runden Tisch. „Seht, Genossen", sagte er bewegt, das sind die Briefe und Karten mit Zeichnungen von über 8000 Kindern aus der DDR, die mich erreichten, als mich die reaktionäre mexikanische Justiz wegen meiner Gesinnung für zehn Jahre hinter Kerkermauern verbannen wollte. Die Kraft der Solidarität der fortschrittlichen Menschen in aller Welt hat mich nach vier Jahren befreit. Darunter auch die Stimmen der Kinder aus dem ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staat, die heute schon erwachsen sind. Sagt ihnen meinen Dank, sagt ihnen, sie haben mich reich gemacht."
Immer wieder deutete er auf die vielen, liebevoll angefertigten Zeichnungen der Kinder und sagte erregt: „Sie haben mir soviel Kraft gegeben. Sie haben Ideen zu neuem Schaffen in mir geweckt. Glaubt mir, Genossen, von allen Beweisen der Solidarität, die mich im Kerker erreichten, waren sie mir die liebsten."
Er führte uns in sein Atelier, zeigte uns Ausschnitte seines letzten großen Werkes, eines riesigen Wandbildes von über 8000 (!) Quadratmeter Fläche, dem Thema „Der Marsch der Menschheit in Lateinamerika" gewidmet. Als Wand- und Deckenmalerei für ein Kulturzentrum in Mexiko-Stadt bestimmt, wird es Tausende in seinen Bann ziehen, sie wachrütteln und aufrufen, Partei für den Fortschritt zu ergreifen.
Dann mußten wir uns verabschieden. „Und vergeßt nicht, Genossen, mein Haus ist euer Haus. Wann ihr auch kommt, ihr seid herzlich willkommen." Das waren seine Abschiedsworte, und er winkte uns lange nach, als wir die Straße hinab in Richtung Mexiko-Stadt fuhren.

Dr. Jochen Maser

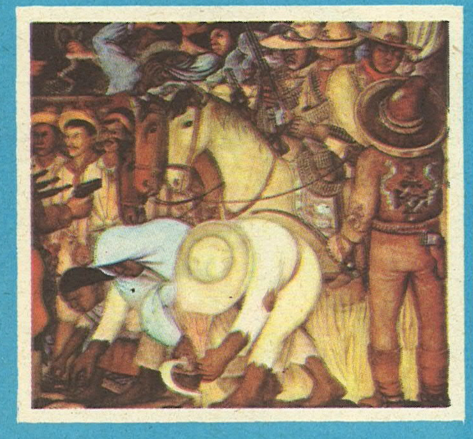


David Alfaro Siqueiros „Der Brief", 1963 (Anerkennung für die Tausende von Kindern aus der DDR, die ihm Briefe und Zeichnungen ins Gefängnis sandten)

Abdruck: Verlag der Kunst, Dresden
aus: Siqueiros-Monographie

David Alfaro Siqueiros — Diego Rivera

Foto: Klaus Meyer



Diego Rivera (1886–1957),
„Geschichte und Perspektive Mexikos"
Wandbild, Detail: „Die Unterdrückung"

Unser Bild ist ein Ausschnitt aus einem sehr großen, mehrteiligen Gemälde, das Diego Rivera in den Jahren 1929 bis 1935 auf die Wände des National-Palastes in Mexiko-Stadt gemalt hat.
Die Figuren im Vordergrund sind lebensgroß. Es sind die armen Landarbeiter, die in uralter, primitiver Weise das Getreide ernten. Ihre Gesichtszüge zeigen deutlich die indianische Herkunft. Kraftvoll sind ihre Bewegungen, mit großartiger Einfachheit dargestellt.
Rechts steht ein Großgrundbesitzer, den wir an der Peitsche und dem Adelswappen auf dem Rücken erkennen. Seine bis an die Zähne bewaffneten Soldknechte versuchen mit aller Gewalt, jede Freiheitsregung niederzuhalten. Doch das gelingt nicht mehr vollständig. Im Hintergrund wird ein Teil des Bildes sichtbar, in dem die Revolution der Bauern und Landarbeiter gezeigt wird, die im Jahre 1921 dem Volke einen Teilerfolg gebracht hat.
Diego Rivera liebte sein Volk. Deshalb kämpfte er auch als Maler – ebenso wie sein Freund und Genosse Siqueiros – auf der Seite der Arbeiter und Bauern. Und als nach dem Sieg der Revolution eine neue Regierung sich um die Verbesserung der Lage der Armen bemühte, konnten Rivera und Siqueiros und ihre Freunde Bilder malen, die dem Volke gehören sollten, Bilder auf die Wände der Schulen und Rathäuser, der Bibliotheken und Ministerien, der Gebäude, die allen zugänglich waren.
Zum ersten Male sahen sich die armen Indios auf Gemälden dargestellt als Helden ihrer eigenen Geschichte, ihres siegreichen Kampfes gegen Unterdrückung und Ausbeutung.
Als Rivera 1956, ein Jahr vor seinem Tode, in Berlin war, um seine ehrenvolle Berufung als Korrespondierendes Mitglied unserer Akademie der Künste entgegenzunehmen, erzählte er eine schöne Begebenheit aus jenen Kampfjahren: Er kam mit einigen Freunden noch spät von der Wandbildarbeit. Da begegnete ihnen eine Gruppe Arbeiter mit Fahnen und Schildern, die von einer Demonstration heimkehrten. Sie erkannten den Maler und riefen ihm zu: „Diego, hier kommen deine Modelle!"

Professor Frankenstein

Abdruck: Deutsche Fotothek, Dresden



INGEBORG FEUSTEL

Der gestohlene Wind

Es lebten einmal in der alten Kiesgrube zwei Nachbarn. Am Brombeerhang hatte der Igel sein Haus gebaut und unter den Birken der Fuchs. Der Igel war fleißig von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Der Fuchs aber lag faul im Gras und zählte die Sommerwolken.

Ging der Igel mit der Axt in den Wald und trug das Winterholz in den Schuppen, kam der Fuchs in der Nacht und schleppte die Scheite in seinen Keller.

Nahm der Igel Korb und Hacke und holte Kartoffeln vom Acker, kam der Fuchs in der Nacht und trug den Korb voller Kartoffeln heimlich in seinen Keller.

Wollte der Igel am nächsten Tag Bohnensuppe kochen und legte sich Speck zurecht, kam der Fuchs in der Nacht und stahl den Speck vom Küchentisch.

Da zog der Igel seine Stirn in Falten und dachte: Dieben muß man beizeiten das Handwerk legen, sonst stehlen sie einem das Dach vom Haus. Und als die Sonne hinter den Birken aufging, schleppte der Igel den großen Kohlensack zum Hohlweg am Waldrand.

Der Igel wartete und wartete. Und als der Morgenwind über die Hügel in den Hohlweg sprang, riß der Igel den Kohlensack auf und ließ den Wind hineinfahren. Dann nahm er einen dicken Strick und band den Sack zu.

Der Wind rumpelte und rumorte in dem Sack herum, aber der Igel warf sich den Sack auf den Rücken und schleppte ihn vor sein Haus.

Als es dämmerte, kam Nachbar Fuchs angeschlichen.

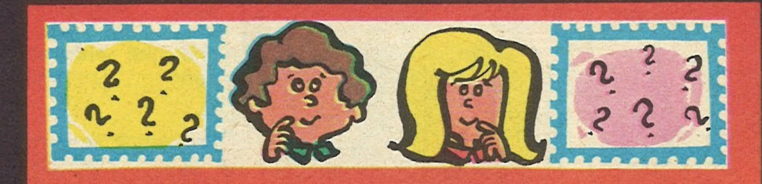
Neugierig schnüffelte er an dem Sack herum. Der Wind ächzte und quiekte.

Wird wohl ein fettes Schweinchen sein! dachte der Fuchs und schleppte den Sack heimlich in seinen Keller. Er holte sein scharfes Küchenmesser, schloß die Tür fest hinter sich zu und schnitt den Strick entzwei.

Da fuhr der Wind böse aus dem Sack heraus und donnerte gegen die Tür. Weil aber Tür und Fenster fest verschlossen waren, sprang der Wind mit seiner gewaltigen Kraft gegen die Decke und wirbelte das Fuchshaus hinauf bis zu den Wolken. Der Fuchs aber stand ganz dumm in seinem Keller und sah seinem Haus nach. Dann klemmte er seinen Schwanz zwischen die Hinterbeine und zog in eine andere Gegend um.

Der kluge Igel aber hatte noch viele fröhliche Tage am Brombeerhang in der alten Kiesgrube.

Zeichnung: Lauretta Rix



Philatelisten im Festival-Wettbewerb

Wann und wo fanden bisher Weltfestspiele der Jugend und Studenten statt? Welche Briefmarken erschienen dazu? Welche Sonderstempel gab es? Welche Höhepunkte machten die vergangenen Spiele zu einem Erlebnis?
In den philatelistischen Jugendarbeitsgemeinschaften unserer Republik herrscht gegenwärtig die erwartungsfrohe Aufregung und Unruhe vor einem Wettbewerb, den der Philatelistenverband im Kulturbund zum Thema „Die Weltfestspiele der Jugend und Studenten" ausgeschrieben hat. Jeder junge Sammler kann sich, wie ich erfuhr, an diesem Wettbewerb beteiligen.
Dabei geht es um das beste Wissen über die Geschichte der Weltfestspiele, über die Entwicklung des Weltbundes der Demokratischen Jugend, der FDJ und ihrer Pionierorganisation sowie um philatelistische Grundkenntnisse. In einem ersten Wettbewerbsteil haben alle Teilnehmer Fragen zu den Weltfestspielen zu beantworten und philatelistische Begriffe zu erklären. In einem zweiten Teil müssen sie ein bis drei ausstellungsreife Albumblätter mit Briefmarken, Stempeln und Ganzsachen gestalten, die ihnen dazu übergeben werden.
Die erste Etappe des Wettbewerbs findet in allen Jugendarbeitsgemeinschaften statt, wo in jeweils zwei Altersgruppen (bis 14 Jahre und 15 bis 19 Jahre) die jeweils Besten ermittelt werden. Danach gibt es Ausscheide in den Kreisen und Bezirken, und als Finale wird bei einem Zentralen DDR-Ausscheid – ähnlich wie bei der Spartakiade – der Republiksieger ermittelt. Dabei winken den Erfolgreichsten der Erfolgreichen wertvolle Preise. Ich drücke jedenfalls allen Briefmarkensammlern und Wettbewerbsteilnehmern dazu recht kräftig die Daumen.



Hallo, lieber Ritter eines Steckenpferdes, hat dir die Buchempfehlung vom letzten Mal gefallen? Hast du schon einiges davon gelesen? Dann schreibe doch mal, ob und warum es dir gefallen oder auch nicht gefallen hat.
Für alle Philatelisten war aber ganz bestimmt der Hinweis auf die 3. Briefmarkenausstellung wichtig. Auch heute hat Herr Fischer, unser „Ober-Briefmarkensammler-Betreuer", einen beachtenswerten Tip parat. Ihr wißt, daß die Weltfestspiele der Jugend und Studenten nicht nur im Mittelpunkt eures Pionierauftrages, sondern auch im Mittelpunkt des Sommers 1973 in Berlin stehen. Keiner will da tatenlos bei der Vorbereitung zusehen, und so sind auch...

Winterschlaf für Fotografen?

Doch wohl nicht, denn auch ein Fotojahr dauert zwölf Monate. Die Kamera wird also nicht auf Eis gelegt. Zwar ist der Winter die kalte, lichtschwache und kurztägige Jahreszeit, aber er hat auch seine fotofreundlichen Seiten. Wenn Schnee und Eis liegen, verändert sich die Umwelt: Strenge Linien, große Flächen und starke Kontraste treten zutage. Das Schwarzweiß tritt hervor, und die Grautöne treten zurück. Bei der Wahl des Ausschnitts kommt es daher besonders darauf an, daß Hell und Dunkel ausgeglichen über das Bild verteilt sind. Zum Beispiel: eine Rodelbahn im Querformat, in der rechten oberen Bildhälfte Kinder auf Rodelschlitten in Fahrtrichtung nach links unten. Sonst ist nichts zu sehen außer Schneefläche. Da die Kinder als dunkle Bildteile am schwersten wirken, „hängt" das Bild nach rechts. Durch Veränderung des Aufnahmestandpunktes muß man versuchen, Menschen, Bäume, Äste oder was sich sonst noch anbietet, einzubeziehen und damit ein Gegengewicht zu schaffen. Dann ist der Bildaufbau wieder im optischen Gleichgewicht und dem Auge des Betrachters angenehm.
Auf eines achtet ganz besonders: Der Schnee reflektiert das Sonnenlicht stärker als andere Oberflächen. Er glitzert bei Sonnenschein, so daß ihr euch beim Einstellen von Belichtungszeit und Blendenöffnung leicht verschätzen könnt. Grundsätzlich ist weniger zu belichten als in anderen Jahreszeiten. Als Anhaltspunkt wieder ein Beispiel: Kinder bauen einen Schneemann, ringsherum Schnee, Sonnenschein. Dieses Motiv erfordert für den ORWO-Film NP 20 oder den sowjetischen Film Foto 65 (wie 20 DIN belichten) eine Belichtungszeit von $^1/_{125}$ s bei Blendenzahl 16, wo zu einer anderen Jahreszeit vielleicht die Blendenzahl 11 oder 8 nötig sein würde. Wer ganz sicher gehen will, muß zu einem Belichtungsmesser greifen.
Kann man eigentlich bei Schneetreiben fotografieren? Natürlich, sogar mit interessanten Effekten. Doch müßt ihr unbedingt eine Gegenlichtblende vor das Objektiv setzen, sonst ist die Linse im Handumdrehen zugeschneit. Soll das Schneegestöber echt wirken, dürfen die Schneeflocken nicht scharf abgebildet sein, denn unser Auge empfindet sie ja nicht als Punkte, sondern mehr als Striche. Mit einer Belichtungszeit von $^1/_{30}$ s oder auch $^1/_{60}$ s sichert ihr euch diesen Eindruck. Da es bei einem solchen Wetter nicht gerade hell ist, setzt man am besten den hochempfindlichen ORWO-Film NP 27 ein, den ich euch schon vorgestellt habe, und wählt dazu die Blendenzahl 8 oder 11.



So, nun versäumt eure Chancen nicht, denn Schnee, Kälte und Sonnenschein sind nicht allzu zuverlässig, und man trifft sie selten beisammen. Und vor allem: Wenn Neuschnee gefallen ist, seid die ersten, bevor er schmutzig und zertreten ist.

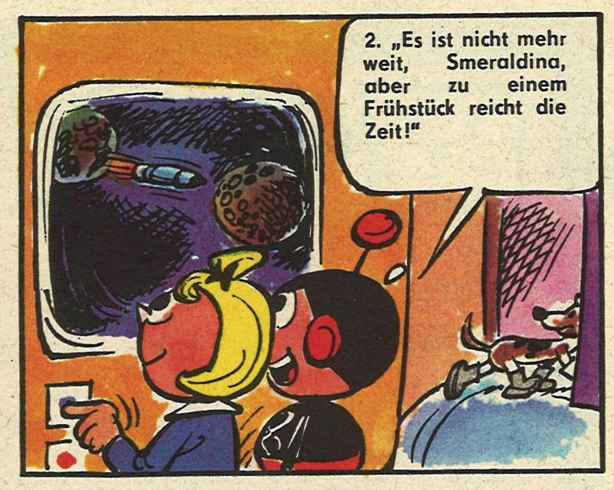
Texte: Peter Fischer, Heinz Hoffmann · Zeichnungen: Ladislaus Elischer



auf dem Planeten der Vulkane (2)

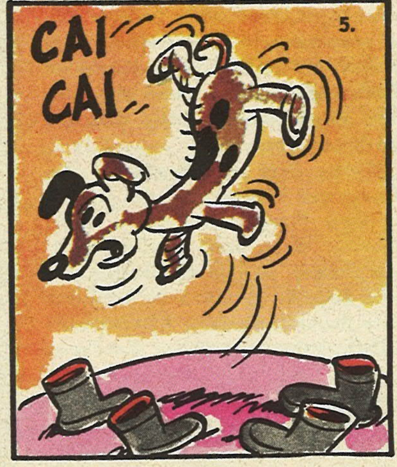
Idee: Dr. Roland Rudolph, Zeichnungen: Venicio Berti, Text: Marcello Argilli



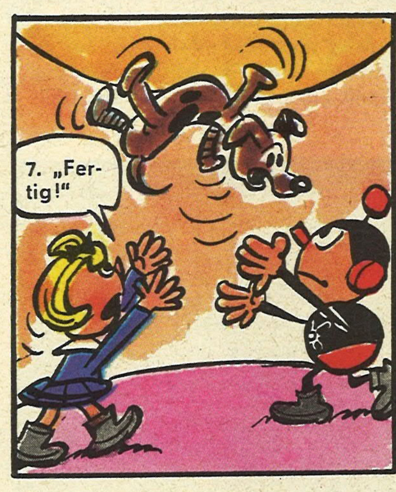


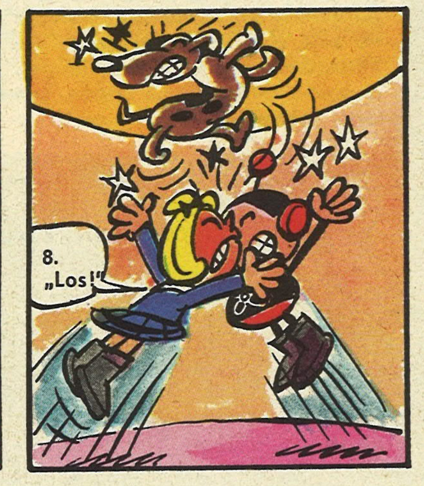






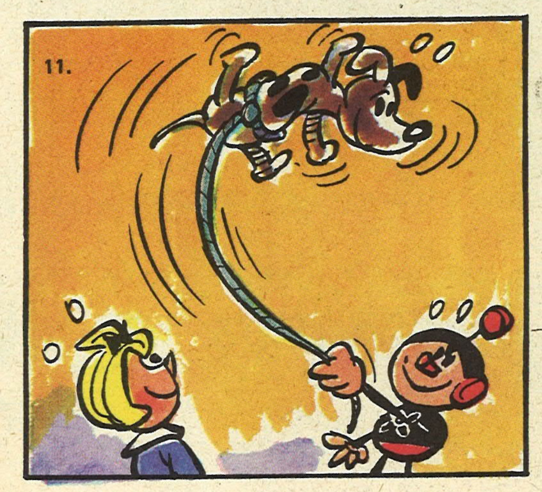




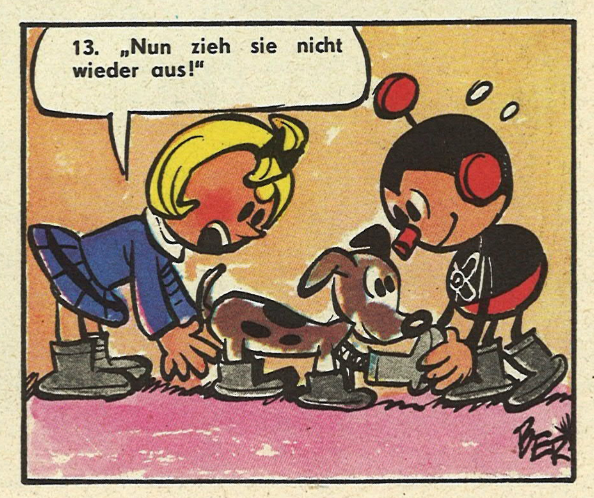






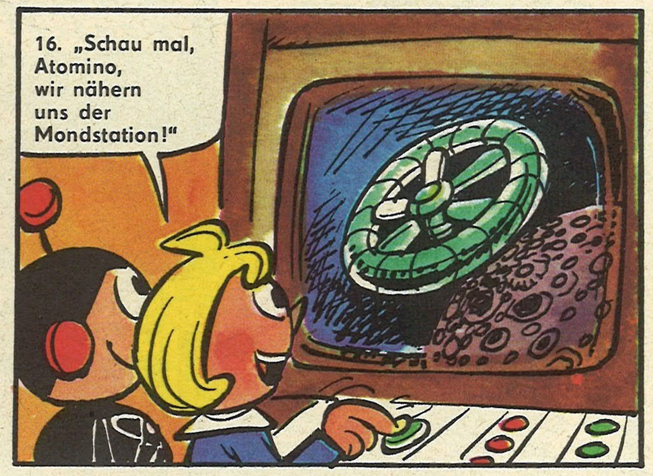


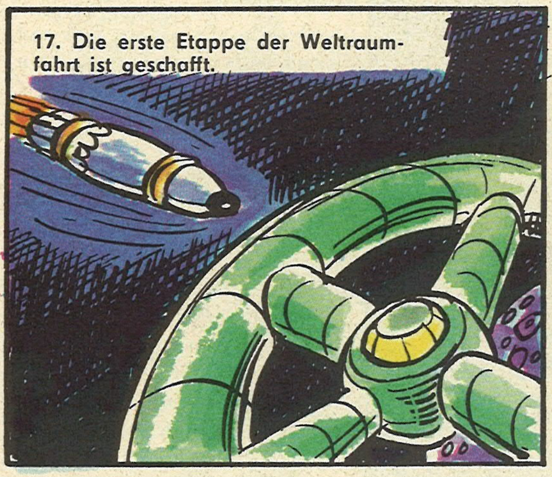


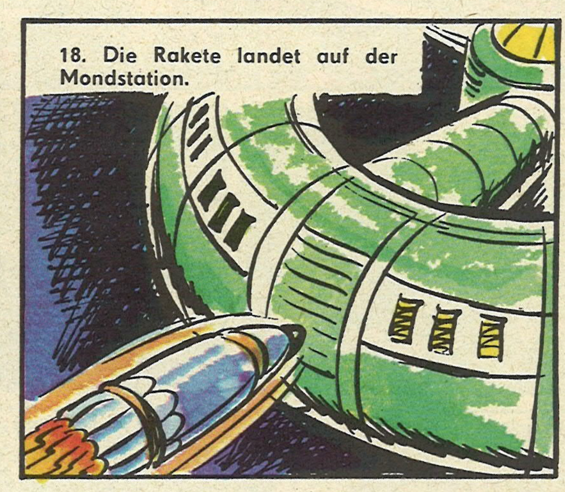



14. „Jetzt können wir endlich frühstücken."

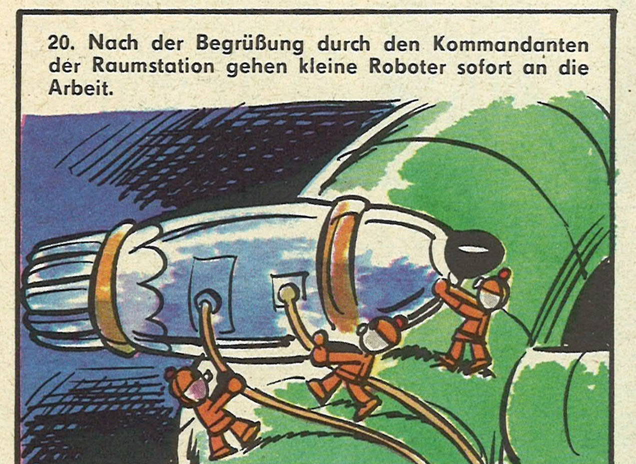

15. „Von wegen! Auf die Kommandoplätze!"


16. „Schau mal, Atomino, wir nähern uns der Mondstation!"


17. Die erste Etappe der Weltraumfahrt ist geschafft.


18. Die Rakete landet auf der Mondstation.


19. „Willkommen, liebe Freunde! Wir werden die Rakete sofort überprüfen und nachtanken lassen!"

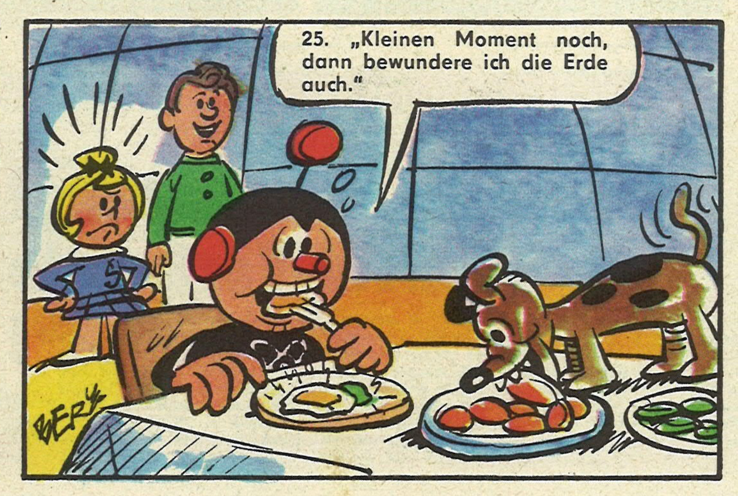

20. Nach der Begrüßung durch den Kommandanten der Raumstation gehen kleine Roboter sofort an die Arbeit.


21. „Ihr seid zum Essen meine Gäste!"


22. „Oh, was für ein schöner Ausblick!"


23. „Wenn man von hier aus so die Erde sieht, fühlt man sich tatsächlich als Beherrscher des Kosmos!"

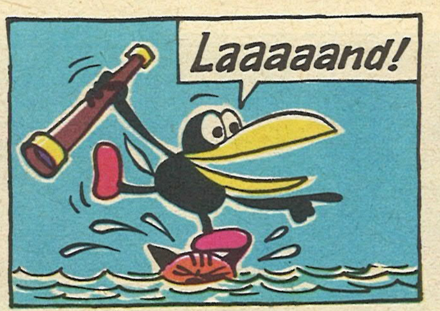

24. „Hör mal, Atomino, ich spreche mit dir!"


25. „Kleinen Moment noch, dann bewundere ich die Erde auch."



Text und Zeichnungen: Jürgen Kieser/Willy Moese















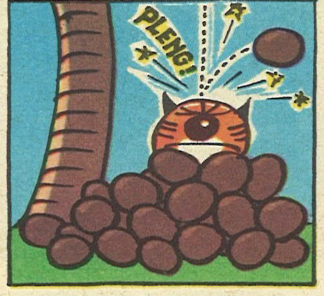














Frühlingszeichen

Wir standen an der Bushaltestelle, Mantelkragen hochgeschlagen und warteten.
„Dieser Winter nimmt wohl kein Ende mehr", sagte meine Mutter und schaute schon wieder zur Tankstelle an der Ecke. Dort hinten müßte doch endlich der Bus einbiegen!
Auf den weiten Feldern lag immer noch eine dicke saubere Schneedecke. Im März! Ein scharfer eisiger Wind wütete im Geäst der kahlen Bäume.
Ich trat von einem Fuß auf den anderen und stopfte den Schal fester in den Mantel.
„Laufen wir doch einfach die paar Stationen", sagte ich und rieb mir mit der flachen Hand das Gesicht. Der feuchte Atem gefror an der Nase.
Auf halber Höhe zur nächsten Haltestelle überholte uns der Bus. Der Wind verschlug mir einen derben Ausspruch. Vornübergebeugt, den Kopf seitlich geneigt, entdeckte ich am Chausseerand Hunderte abgerissener Zweigspitzen der Kastanienbäume. Ich sammelte einige auf. Daheim noch fühlten sich ihre Knospen wie Eisknoten an.
Etwa zwei Wochen später, ich saß über der Schularbeit, trat meine Mutter mit der Kastanienvase ins Zimmer und sagte: „Kastanienblüten, wie man sie schöner nicht findet!"
Auf den Feldern lag immer noch Schnee, grau und in spärlichen Inseln. Frühlingszeichen, dachte ich, es wird wieder Frühling.

Robert Rosin, Berlin-Karow, Lesereinsendung

Achtung! Festival-Vorfreude mit „Frösi"!

Bedingung Nr. 1: Einen Beutel Erde kaufen!
Bedingung Nr. 2: „Frösi" Heft 3 besorgen!
Bedingung Nr. 3: Stimmen ölen!
Bedingung Nr. 4: „Frösi" Heft 4 lesen!

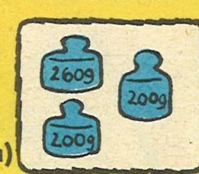
KNOBEL-DUELL

1. Entweder ist der a) 

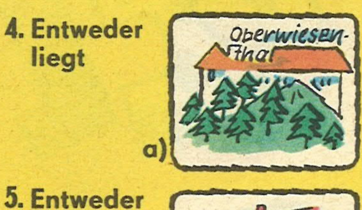
der höchste Berg der DDR oder der b) 



2. Entweder ist der a) schwerer oder der b)

3. Entweder wiegt ein Männerwurfspeer a) 

oder b) 

4. Entweder liegt a) 

920 m über dem Meeresspiegel oder b) 

5. Entweder ist die Insel a) größer oder die Insel b)

6. Entweder ist der a) tiefer oder der b)

7. Entweder ist die a) länger oder die b)

8. Entweder ist der Bezirk a) der größte der DDR oder der Bezirk b)

9. Entweder kniet der Sportler im a) 

oder im b) 

10. Entweder nennt man diese Blattform  gelappt oder diese hier a) b) 

11. Entweder sind Mufflons  oder a) b) 

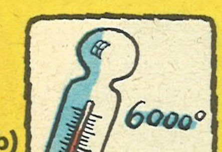
12. Entweder gibt es Forint als Währung in der VR 

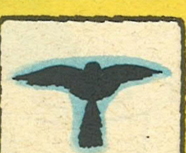
oder in der VR a) b) 

13. Entweder startete der 1. Sputnik am 

oder am a) b) 

14. Entweder beträgt die Temperatur an der Sonnenoberfläche 

oder a) b) 

15. Entweder sieht der Mäusebussard so  oder so aus a) b) 

16. Entweder sieht das Stadtwappen von Halle so  oder so aus a) b) 

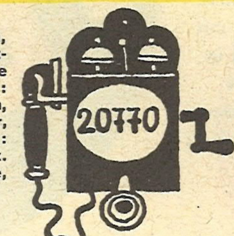
17. Entweder ist der Ruderachter so  oder so besetzt a) b) 

18. Entweder hat Eisen das Zeichen 

oder a) b) 

Idee: Dieter Wilkendorf · Zeichnungen: Jürgen Günther

Redaktion „Fröhlich sein und singen". Chefredakteur: Heimtraud Eichhorn, Stellv. Chefredakteur: Walter Stohr. Gestalter: Alexander Michalak. Redakteure: Wolfgang Beyer, Hanna Buttler, Peter Eckert, Marita Hesse, Hannelore Klinkmüller, Elisabeth Meyer, Doris Mörike, Helga Wulff. – Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropschinski, G. Feustel, R. Hambach, Dr. K. Herde, Prof. Dr. Klimpel, I. Korn, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, R. Sonntag, R. Skottki, Doris Weißflog, M. Zimmering. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, A. Fritzsch, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. H. Görner, Ing.-Ök. J. Kahl, H. Koch, Ing.-Ök. M. Kutschick, Ing. R. Lohse,



Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, W. Ondracek, Dipl.-Ing. G. Peisker, G. Tscharnke. Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 108 Berlin, Kronenstraße 30/31. Fernruf 2 07 70. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt" (Verlagsdirektor Kurt Feitsch). Die Zeitschrift erscheint monatlich. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.

Zeichnung: Jürgen Günther

1. Wie schreibt man 100 mit vier Neunen?

2. Wie könnt ihr durch Verändern eines Hölzchens die Aufgabe berichtigen?
VII – II = VIII
IV + II = VIII





3. Zwei Köpfe, zwei Arme, sechs Füße, zehn Zehen, wie soll ich das verstehen?

4. Welche Uhr ist gut gemacht, aber nutzt nicht in der Nacht?

5. Bin lang und weiß, mein Kopf ist heiß!

6. Setzt die Ziffern 1–7 so ein, daß die drei Felder jeder Linie und jedes Kreises 12 ergeben.

7. Wie heißt dieses Wort?





8. Wenn Peters Vater Ottos Sohn ist, wie steht Peter dann zu Otto?

11. Wo beginnt bei einem Baumstumpf die Fäulnis?

12. Wie heißt der Planet mit dem großen Ring?

9. Addiere acht Achten so, daß das Ergebnis 1000 heißt!

10. Bei welcher Temperatur verflüssigt sich die Luft?

13. Wer schuf wann den ersten Erdglobus?

14. Was fällt lautlos nieder?

16. Welche Ellipse ist größer: die untere oder die innere oben?

17. Ein Balken wurde in 3 Minuten in Stücke zu je 0,50 m Länge zersägt, wobei jeder Schnitt eine Minute dauerte. Wie lang war der Balken?

15. Von welcher Zahl übertrifft das Doppelte ihre Hälfte um 6?



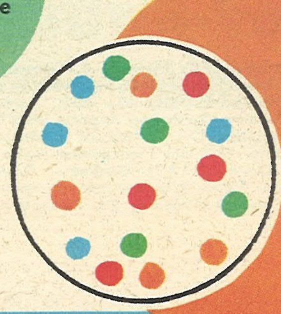
18. Wie heißt diese Blattform?

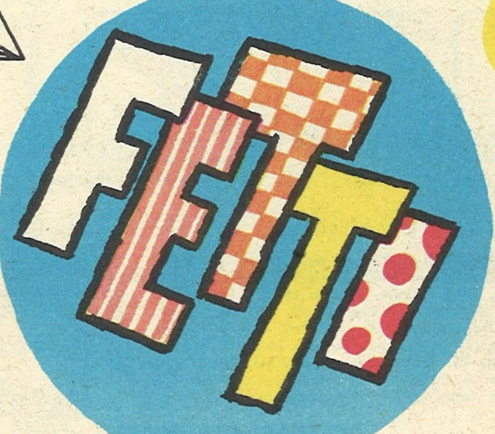


19. Wieviel Dreiecke findet ihr in diesem großen Dreieck versteckt?

20. Wie könnt ihr die Zahl 66 ohne Addition in eine Zahl verwandeln, die um die Hälfte größer ist?

21. Versucht einmal, diesen Kreis mit drei Strichen in vier Teile mit vier verschiedenfarbigen Punkten zu gliedern!





Auflösungen von Seite 31:
1. a, 2. b, 3. b, 4. a, 5. b, 6. a, 7. b, 8. a, 9. a, 10. a, 11. a, 12. a, 13. a, 14. a, 15. b, 16. b, 17. a, 18. a.

Auflösungen von Seite 32:
1. $99\,^9/_9$
2. VI + II = VIII, VI + II = VIII
3. Pferd und Reiter
4. Sonnenuhr
5. Kerze
6. 2–6–4, 7–1–4, 3–5–4
7. Fingerhut
8. Peter ist der Enkel von Otto
9. 888 + 88 + 8 + 8 + 8
10. –140 Grad
11. in der Mitte
12. Saturn
13. der Geograph Martin Behaim 1492 in Nürnberg
14. Nebel und Schnee
15. 4
16. gleiche Größe
17. 2 m
18. nierenförmig
19. 23
20. 66 umdrehen = 99
21. (siehe Zeichnung)